Dinger

Das

Prinzip der Entwickelung

als

Grundprinzip einer Weltanschauung.

Abhandlung

behufs

Erlangung der Venia docendi

verfaßt und der

Hohen philosophischen Fakultät der Universität Jena

vorgelegt von

Dr. Hugo Dinger

aus Coelln i. S.

Jena

Druck von Ant. Kämpfe.

1896.

Inhalt.

Erster Theil.

Das Entwickelungsprinzip.

Vorwort.

Der Gegenstand macht es nöthig, daß der Verfasser vorliegender Arbeit sogleich mit einer captatio benevolentiae zu beginnen verpflichtet ist. Der Stoff, den das Thema behandeln will, bietet nicht den Vorzug eines scharf und sicher umgränzten Arbeitsgebietes, das Problem ist hier verschlungen in die unendliche Kette der letzten Probleme aller Philosophie überhaupt, solcher Probleme, die mehr in einer Glaubensannahme enden, als in einer endgültigen, definitiven Lösung. Es könnte daher in Anbetracht seiner Tiefe und Ausdehnbarkeit fast als verfehlt erscheinen, einer Abhandlung zu Grunde gelegt zu werden, welcher gewisse äußere Grenzen gezogen sind. Denn in Anbetracht seines Umfanges müßte selbst die einfache Auseinandersetzung der persönlichen Ueberzeugung mit gründlichen Erörterungen und systematischer Verarbeitung einer solchen Fülle von Material, von Doktrinen und Konsequenzen verbunden sein, daß wohl das Arbeitswerk eines Lebens darin geborgen sein will; denn der Begriff „Entwicklung" ist in Wahrheit nur eine summarische Ausprägung von so vielen und so mannigfach verschiedenen einzelnen Prinzipien, Meinungen, Anschauungen und Forschungsergebnissen, daß man, um sich ordentlich darüber auszusprechen, es nicht umgehen könnte, sowohl seinen Inhalt im ganzen Umrisse einerseits und mit aller bemerkbaren Schattirung des Details andererseits klar und übersichtlich darzulegen, seine Aetiologie, das allmähliche Auskrystallisiren in der Geschichte der Weltanschauung — was hier besonders von Wert sein kann[1]) — im Einzelnen aufzuzeigen, wie auch speziellere methodologische Erörterungen anzustellen.

Wenn auch der Verfasser sich bewußt ist, in dem vorliegenden bescheidenen Versuche weder das Problem als solches, namentlich dessen weitgehende Verästelung ins Gebiet der Wissenschaften — hier besonders Naturwissenschaft und Geschichtsphilosophie — auch nur annähernd zu erschöpfen, die vor Allem nöthige methodologische Aufgabe zu erfüllen oder gar eine systematische Lösung bringen zu können, wagt er es doch, obengenanntes Thema zu behandeln.

Schon in der einfachsten Fassung offenbart es die ihm innewohnende Bedeutung und vielleicht gerade darum könnte eine gedrängte Erörterung in allgemeinsten Grundzügen sich rechtfertigen und

1) Insofern nämlich, als man mit einer gewissen petitio principii sagen könnte: Die Geschichte der philosophischen Weltanschauung zeigt in den einzelnen Systemen und Schulen ein allmähliches Entstehen dieses Prinzips aus einzelnen Elementen.

durch Hervorkehrung des bloßen Problems neben einer gründlichen, das Einzelne aufnehmenden, daher umfänglicheren Bearbeitung einen, wenn auch bescheidenen, Platz finden.

Was den Verfasser, obgleich er sich bewußt ist, im Vorliegenden nur fragmentarisch einige Hauptlinien, gleichsam als Vorstudie, zu skizziren, dennoch zur Niederschrift veranlaßte, war, außer dem im Laufe der Arbeit sich nur mehrenden Reize des Gegenstandes selbst, das Bestreben, das eigene Wollen vor sich selbst zu rechtfertigen und damit die eigenen Anschauungen zu prüfen und zu klären. Das, was ihm, als dem Kinde seiner Zeit, gewissermaßen als axiomatische Voraussetzung seiner Welt- und Lebensanschauung galt, durfte nicht mehr nur naive und voraussetzungslose Annahme bleiben, sondern mußte, wenn es für ihn überzeugend sein sollte, eine kritische Abwägung erfahren: Das Prinzip ward ihm zum Problem, das Dogmatische zum Problematischen. — Darüber hinaus freilich ist er innerhalb der Grenzen dieser Arbeit auch nicht geführt worden. Aber wenn auch das Facit der Untersuchung nichts weiter ergiebt, als eben die Konstatirung des problematischen Charakters der Lehre und daß das Dogma unserer Zeit eben nur ein Dogma ist, daß die ganze Weltanschauung der Entwickelung — trotz ihrer hohen Bedeutung und ihres eminent werthvollen Kernes — im Grunde nur eine Ueberzeugung ist, nicht unumstößlich erweisbar, daß sie wohl aber als Postulat zum Fundamente einer Weltanschauung erhoben werden darf, so wäre auch das wohl ein Resultat, obgleich nur ein bescheidenes. Aber auch negative Resultate können einen gewissen Wert haben.

Der Verfasser hat an hiesiger Hochschule eine besonders lebhafte Anregung und weiter eine fruchtbare Förderung und Weisung erhalten; dafür seinen herzlichen Dank zu bekennen, kann er sich nicht versagen.

Jena, im März 1896.

D. V.

Einleitung.

Es giebt Stunden der Ruhe, wo all' unser Schaffen, Handeln und Streben beschwichtigt und beschwichtigend innehält, gleichwie die aufgejagte kraftvolle Welle bei Windesstille zurücksinkt, um im Schooße, der sie geboren hat, im weiten Spiegel der See, sanft sich zu ebnen. Dann hellt sich vor dem inneren Auge ein weiterer Horizont auf, die Kontemplation öffnet uns einen Ausblick auf die Wogen, die unser Innerstes bewegen, die Wellen unseres Wollens aufthürmen, mit der Sturmesgewalt der Leidenschaft oder in der stetigen Strömung zielbewußten Strebens. Und alsdann suchen wir über das Element, das in uns waltet, uns regiert und führt, Aufklärung und Erkenntniß zu finden, dann halten wir auch nach festen, leuchtenden Punkten am Himmelsgewölbe Ausschau, um wenigstens die Richtung wahrzunehmen, nach der die Fluth im eignen Busen zielt. In mannigfachen Formen und Bildern will die Phantasie unsere Sucht nach Verständniß und Erkenntniß des gesammten Lebens, wie es innere und äußere Erfahrung dem Bewußtsein darbietet, beschwichtigen; wir nehmen nur bald wahr, daß all' die Götter, heiteren oder düsteren Antlitzes, die unser Wunsch über die Wogen des Lebens zaubert, nichts Anderes sind als schaumgeborene Schönheit aus eben diesen Wogen selbst. Aber wir gewahren, daß all' das, was in uns lebt, wirkt und auf und ab steigt, alle Komplexe und Verbindungen von Gefühlen, Empfindungen und Motiven nur emporgetriebene Wogen aus einer einzigen großen Masse sind, die sich, abgeebbet zum ruhigen Spiegel, der Kontemplation als ein letztes summarisches Ganze offenbart, aus dem alles sich erhebt, was in uns Fühlen und Schaffen ist, das aber der Ankerkette des Gedankens wie der Lothleine der Phantasie keinen Grund gewährt, sondern sich in ewig geheimnißvoller, dunkler Tiefe verliert.

Wäre es möglich, in jeder unserer Lebensäußerungen, wenigstens soweit sie in einem gewissen direkten Konnex mit unserer geistigen Persönlichkeit stehen, ihre speziellen Willensmotive aufzuspüren, so würde in all' der unendlich verzweigten Vielheit zuletzt jene einzige, imponderabile Grundmaterie nachweisbar sein, die in ihrem dynamischen Charakter von dem Philosophen der neuesten Zeit mit dem Terminus „Wille“ bezeichnet wurde, dessen objektiver Niederschlag oder Durchschnitt wiederum als eine imponderable Grundstimmung erscheint, die wir in dem Begriff „Weltanschauung“ fassen wollen. Von der Weltanschauung des Einzelnen sind die Stimmungen, Postulate, Urtheile und Handlungen abhängig, in ihr summiren wir das Individuum, fassen wir seine Totalität, die letzten charakteristischen Gründe

seiner Handlungen und Urtheile zusammen. Langsam und allmählich reift sie sich im Einzelleben aus, ihr Werdeprozeß entgeht zumeist dem geistigen Auge, nur hie und da giebt uns die Selbstschau die Beobachtung, daß sie aus Außen- und Innenwelt bildende und gestaltende Nahrung aufsaugt: Lebensalter und Lebenserfahrung wirken auf sie ein und lassen uns einen gewissen Wechsel deutlich genug spüren.

Wie die Weltanschauung im Einzelleben nicht konstant ist[1]) so divergirt sie auch in der Gesammtheit[2]), und diese Divergenz in der Weltanschauung der Allgemeinheit offenbart sich nicht nur im zeitlichen Horizontaldurchschnitt, sondern, ebenso wie beim Individuum, nur in vergrößertem Maßstabe,

---

1) Es bietet einen eigenartigen Genuß und auch reizvolle Belehrung, dies im Kleinen sowohl wie im Großen zu beobachten, am eigenen Bischen Selbst wie an den Gestalten der Heroen, der Genies. Tagebücher und Briefe, die wir vor Jahren geschrieben, erweisen uns, oft zur Verwunderung, wie anders wir ehedem gemeint, geglaubt, gewollt und gehandelt haben. Und im Großen und Erhabenen zeigen uns die Lebenswerke hervorragender Leute, wie sie sich geändert haben in ihrer — Weltanschauung. Bei manchen liegt dieser Wechsel offen zu Tage und bildet sogar ein ganz besonderes Charakteristikum der Persönlichkeit, so — um des Beispiels willen — bei Schiller, Wagner, Feuerbach, welch' letzterer sozusagen mit jedem neuen Buche seine früheren desavouirte, während bei anderen anscheinend eine von Anfang an sich dokumentirende Gleichmäßigkeit vorwaltet — so bei Spinoza, Schopenhauer — und der Wechsel sich erst bei genauem Hinsehen, wenn auch nicht am Stamm, so doch an den Zweigen offenbart.

2) Wie wäre es sonst möglich, daß wir alle so tausendfach verschieden urtheilten, bewertheten, handelten? — Wohl sind „alle Menschen sterblich", und demzufolge auch der bekannte Beispielsmensch Gajus — aber auf Grund gewisser täglicher Beobachtung und Lebenserfahrung ließe sich behaupten, daß dieser Gajus — wenn er nämlich, statt als typische Schablone, uns als Mensch in Fleisch und Blut gegenüberträte — unter anscheinend gleichen äußeren Verhältnissen anders glauben, meinen, für „wahr" oder „unwahr", für Recht oder Unrecht halten könnte, als wir. Wenn dem nicht so wäre, so hinge aller Streit, alle Ereiferung — wenn sie noch existirten — nur von der Kraft einer Beweisführung ab und der Beweis-schwächere würde vor dem Beweis-stärkeren, ihn als Sieger anerkennend, unbedingt das Knie beugen. Denn dann gäbe es nur eine einzige, eine abstrakte Evidenz, und wer den Andern zuerst darauf hinführt, hätte gewonnen. Aber zwischen Evidenz und Evidenz lehrt die Beobachtung einen Unterschied. Der Mathematiker kann uns durch hinreichende Demonstration zwingen, trigonometrische Verhältnisse als richtig anzuerkennen, — aber zu überzeugen, daß die Mathematik die erhabenste aller Wissenschaften sei, wird ihm nur bei dem gelingen, der selbst ein „mathematisches Herz" hat. Die Begriffe „richtig" und „nicht richtig" beruhen auf einer einzigen, allgemeinen und unumstößlichen Evidenz, — allein diese ist immer nur formal, dagegen Begriffe wie „wahr", „unwahr" (von empirisch zugänglichen Ereignissen, Handlungen hierbei abgesehen), schön, häßlich, recht, unrecht, sittlich, unsittlich, nacheiferungswürdig, verachtenswerth, brav, wacker u. s. w., Begriffe, die einen Inhalt umschließen, der unser tägliches Leben füllt, hängen von einer ganz anderen Evidenz ab, die nicht auf formalem Grunde ruht, wie Mathematik oder logische Schablone, sondern auf essentiellem, auf dem Fundamente der Weltanschauung. Daher lächeln wir über Leute, die, an einem gewissen hypertrophischen Intellektualismus leidend, Andere rein dadurch zur eigenen Meinung gewonnen zu haben glauben, wenn sie ihre Behauptung nur in dem Gewande eines formal korrekten Beweises vorführen. Wenn dem so wäre, dann hinge der Begriff „Wahrheit", anstatt an Imponderabilien, nur von den Gewichten ab, mit denen sich die Demonstration zu behängen pflegt, nicht von der Qualität, sondern von der Quantität des Geistes, der in den Streit tritt, und die nicht ein- und dasselbe sind. Aber wir wissen nur zu gut, daß in Sachen des Lebens, also der Persönlichkeit und ihres Wollens wie Handelns, das schlichte Diktum einer uns sympathischen Person oft überzeugender wirkt, als die logische Hohe Schule eines Menschen, dem wir gegenüberstehen mit einer Empfindung, wie sie etwa Gretchen hatte vor Mephistopheles. — Und wo es gelingt, daß der Eine dem Andern für sich gewinnt, wo die Evidenz des A mit der Evidenz des B koincidirt, da geschieht es, daß der Eine in den Austausch der Gedanken ein Stück einschiebt, das auf den gleichen Feingehalt der Weltanschauung gemünzt ist, in der der Andere sein Leben prägt. Darauf beruht der Umstand, daß man von einer Ueberredungskunst spricht, weil nämlich der Vorgang einer „Ueber"redung nicht in der Funktion formaler Elemente sein Schwergewicht findet, sondern in der Aufsuchung, Verwertung und Deutung gemeinsamer Anschauungen, was eben eine Sache individueller Begabung und Geschicklichkeit ist.

im zeitlichen Längsschnitt, in der geschichtlichen Folge. Wie die Verschiedenheit der Anschauungen und Empfindungen — und daher des durch sie involvirten Handelns — zwischen den Einzelpersonen in ein und derselben Gegenwart schon sprüchwörtlich gekennzeichnet ist, so ist ihr Wechsel auch deutlich von Generation zu Generation bemerkbar; ein neues Geschlecht wird anders urtheilen, als wir, die wir selbst der Weltanschauung verblichener Generationen, ihrem Ausdrucke in Stimmungen, Meinungen und Urtheilen, in Schönheits- und Tugendideal, in Thatenlust und Erfolgen fremd gegenüberstehen. Manches Buch aus alter Zeit muthet uns nicht weniger seltsam an, wie ein Ueberbleibsel alter Moden, das in den Gewänderschreinen der Museen vor zufälligem Untergange unserem Anblicke bewahrt blieb.

Und doch herrscht trotz dieser steten, ebenso mannigfaltigen wie komplizierten Diskrepanz auch eine ebenso bedeutsame Einheit der Weltanschauung. Nicht bei jedermann findet unser Urtheil, unser Handeln Widerspruch, wir treffen auf Sympathien und bieten sie dar, wir finden Unterstützung und unterstützen, wir finden und werden Genossen und — was das Höchste ist — Freunde. Und diese Sympathie, die Uebereinstimmung der Weltanschauung in der Gesammtheit kann ebenfalls wieder in der geschichtlichen Folge bemerkt werden, kann Generationen und ganze geschichtliche Epochen überspringen, sie kann, soweit die Gränze des Menschlichen reicht, zeitlos in der Zeit sein. Wir finden und lieben Menschen, von denen wir kein Grab mehr wissen, — wir sind nachempfindend Eins im Geiste mit Männern, deren Wirken nur noch aus dem Dämmerlichte der Legende zu uns heraufschimmert, noch heute gehen Männer in den Tod für Ideen, für die vor mehr als anderthalb Jahrtausend überzeugungsstarke Märtyrer sich willig opferten. Die verbindende Kraft, die Menschen an Menschen reiht, wie die trennende, die Mensch vom Menschen scheidet, der ἔρως, der Mann zum Mann in Liebe fesselt, der νεῖκος, der Mann gegen Mann jagt, ist Weltanschauung. Je mehr sie sich zum Kasuistischen, zum Einzelnen verzweigt und zuspitzt, um so mehr die Trennung der Individuen, je höher sie sich über das Accidentelle und Persönliche erhebt, um so leichter die Vereinigung. Sie gleicht in gewissem Sinne der Hyperbel, die, aus der Unendlichkeit kommend, an ihrem endlichen Krümmungspunkt ihr einzig-bestimmtes Ziel findet, während ihr Ursprung, sich hinein in die Unendlichkeit verlierend, mit unzähligen andern koincidiren kann. Dieses Trennende — sich Abstoßende — wie das Gemeinsame — sich Anziehende — ist, so zusagen, das physikalische Charakteristikum der menschlichen Weltanschauung, theoretisch eine Heterogenität, etwas Kontradiktorisches, in der Praxis des treibenden, handelnden Lebens ein Gewirk von tausendfältig ineinander übergehenden Verzweigungen und Kombinationen. Keine Individualität ohne die Basis einer gewissen Einheit mit dem Allgemeinen und keine Universalität ohne individuelle Spitzenbildung. Eine absolut isolirte Weltanschauung wäre ein Unding wie ein absolut isolirtes Individuum. Denn Individualität überhaupt ist ein gar begränztes, sehr eng umschnittenes Ding. Sie vermag weder ihr Dasein zu eröffnen, noch ihr Erlöschen zu verhindern, und selbst in dem Stückchen Faden, das sie beherrscht, über dessen Anfang wie Ende sie aber weder Kenntniß noch Macht hat, ist ihre Monarchie konstitutionell sehr beschränkt. Sie gleicht der Lycosa, die, an ihren Faden gefesselt, im Odem des Windes hinschwimmt und alle Kraft aufbieten muß, um das Fädchen, auf dem sie sitzt, einigermaßen zu steuern.

In die Geheimnisse der Weltanschauung zu dringen, ihr Wechselspiel in ihren unendlich feinen Verzweigungen zu beobachten, ihre Elemente zu analysiren und wieder zu vereinigen, hat von jeher die Kontemplation gereizt: die Weltanschauung hat sich selbst zum Objekte gemacht. Aber sie war da, noch

lange ehe die Analyse sie in reiner Form gewann und benamsete, sie hat in den mannigfachsten Verbindungen als lebendiges Agens gelebt und lebt weiter, die Kontemplation vermag nur, sie in klare Krystalle auszuscheiden, dadurch aber ihre Kraft zu konzentriren und wesentlich zu steigern.

Wo aber dieser Prozeß stattfand, wo die Kontemplation über das Leben empordrang, um es zu erfassen und zu gestalten, da zeigt sich auch immer, daß jene beiden charakteristischen Elemente der Weltanschauung, Uebereinstimmung und Diskrepanz, grundgestaltend auf das zu gewinnende Bild einwirkten und die mannigfachen Einzelanschauungen polarisierten [1]).

Das Eine dem Andern unterzuordnen oder als gleichwerthig in einer höheren Harmonie zu vereinigen, war und blieb eine der ersten Aufgaben kontemplativer Weltanschauung.

Je nach den Umständen — die zu untersuchen eine schwierige, aber gewiß höchst reizvolle Aufgabe wäre — legte die Weltanschauung auf die Beobachtung der Einheit oder auf die des Unterschiedes mehr Gewicht, und die Beobachtung der Verschiedenheit [2]) der Weltanschauung reizte da, wo Kraft und Wille genug vorhanden war, um die Thatsache der Verschiedenheit nicht mit einer gewissen Muthlosigkeit oder gar mit einer gewissen Frivolität, wie es bei der niederen Skeptik und bei der Sophistik der Fall ist, einfach als letzte Wahrheit hinzunehmen, zu dem Bestreben, die Diskrepanz noch oben hin in eine Einheit aufzulösen oder doch wenigstens sie durch Gründe für die Vernunft annehmbar zu machen.

Es ergeben sich dabei mancherlei Anschauungen und unterschiedliche Konsequenzen, und auf diese wurde wiederum die Beobachtung der successiven Diskrepanz, die Verschiedenheit in der Succession der Generationen, also in dem geschichtlichen Leben, von großem Einfluß. Es prägte sich dabei die Verschiedenheit in den durch die Beobachtung in der Zeit beeinflußten Begriff des Wechsels, die Einheit in den Begriff des Bleibenden, des Konstanten, um: und in den damit verbundenen Problemen bewegen sich die Systeme aller Weltanschauung, soweit die Historie uns Kunde giebt.

Das Auge, das in die Welt blickt, nimmt deutlich ihren Wechsel wahr. Vor ihm ist Aufblühen und Vergehen, Lenz und Winter, Geburt und Tod. Die älteren Generationen sanken neben dem Jünglinge und Mann zum Grabe, einsam inmitten neuer Jugend steht der Greis einer fremden Welt gegenüber. Und wenn die Kontemplation noch so sehr zu Zweifeln neigen will an dem, was das Auge sieht und das Empfinden für Wahrheit nehmen will, Eins ist doch sicher: Auch dieses, mein sehendes Auge wird einst brechen, auch mich, der ich noch wandele, wird das Nicht-mehr-wandeln-können treffen. Meine Existenz ist mir wohl Gewißheit, ebenso gewiß ist mir aber auch meine künftige Nicht-Existenz. Der Tod ist das Einzige, was wir von der Zukunft voraus wissen, er ist die zweite fundamentale Gewißheit, die wir haben können, vor ihn läßt sich kein Schleier der Maja ziehen, hier

---

1) Es wäre nun zwar thöricht, wollte man alle Erscheinungen in der Geschichte der Weltanschauungen einfach nach dieser Schablone sondern und trennen, denn die Gesichtspunkte, von denen aus eine Systematologie unterscheiden und nach denen sie rubrizieren kann, sind sehr mannigfaltig und in gewissem Sinne willkürlich, während die Einzel-Anschauungen in- und durcheinander greifen, allein die obengenannte Scheidung darf sich doch mindestens als gleichberechtigt unter andere wagen, weil sie auf zwei Kardinalprinzipien zurückkommt, auf die immer wieder die Einzelmeinung zurückgeführt werden kann und die, wenn auch zuweilen nur in der Tendenz oder Konsequenz, stets hervorschimmern.

2) Es wäre müßig, zu überlegen, was als früher beobachtet zu gelten habe: die Verschiedenheit der Weltanschauung von Individuum zu Individuum oder die Einheit, auf Grund deren allein eine Verständigung der Individuen untereinander möglich ist.

hat ihr schimmerndes Gewebe einen Riß, durch den sein dunkles Auge hindurch uns anblickt, keine Skeptik vermag ihn hinwegzuschaffen: an ihn müssen wir alle glauben. Und nicht nur die Person wird einst verweht sein, auch das Haus, das ich erbaut habe, wird Schutt werden, die Bäume, die meine Hand gepflanzt hat, werden stürzen, „es werden Berge vergehen und Hügel hinfallen“... nichts hat in dieser Welt Bestand, stets folgt Neues auf Neues, Geburt ist Tod — die Welt ist Wechsel. Aber — ist Tod nicht zugleich auch Geburt? Reifen vom Baume, der morgen fällt, nicht heute die Früchte, aus denen in Zukunft gleiche Bäume erwachsen werden? Und soll nicht an meinem Hügel mein Kind stehen mit demselben Empfinden der Liebe, wie ich an Gräbern der Ahnen? Liegt nicht in dem Begriffe des steten Wechsels zugleich der Begriff der Stetigkeit selbst, in dem der unendlichen Veränderung der der Unendlichkeit? Und ist nicht Unendlichkeit gleich Ewigkeit? Was ist's, das den ewigen Wechsel zeigt? Muß es nicht ein Ewiges sein? —

Und wenn das Ewige, worauf sich die Kontemplation selbst hinführt, dieser Kontemplation zugänglich erwiese, sich ihr als zwingende Wahrheit offenbarte? Dann wäre uns über die Welt ein Himmelsbogen geschlagen, eine Brücke, über die wir eingehen könnten in ein Reich der Ruhe, der Sicherheit, des Trostes. Dann sähen wir über das Thaumatrop der zeitlichen Erscheinungen und Begebenheiten hinweg zu unveränderlichen Dingen, zu stäten Formen, Ursachen, Gründen, Gesetzen und Werthen. Dann vermöchte der Geist auch, das Unsichtbare zu erfassen, dann aber könnte das Sichtbare, die wechselnde Vorstellungswelt ein bloßes Oscillieren der Oberfläche sein, zuletzt Schein und hinter dem Wechsel stünde, erfaßbar, eine Welt der Wahrheit; Wechsel aber und Zeitliches wäre nur das Gewand, in das das Ewige sich kleidet.

Wie sich aber dem Triebe des Erkennens eine Welt des Bleibenden erschlösse als eine Welt der Wahrheit, so würde auch hinter dem zeitlichen Thun und Schaffen ein Bleibendes schlummern und zu erwecken sein, hinter dem Triebe des Handelns ein ewiges Sollen unumstößlicher Normen der Sittlichkeit stehen und zu erfassen sein. Es käme nur darauf an, die Kontemplation den richtigen Pfad finden zu lassen. Dann hätte Philosophie — oder Theologie, je nachdem man meinen will, die Aufgabe, hinter dem Wechsel der Zeiten das Konstante zu suchen, und zu finden, das reine Sein einerseits und das ewig gültige Sittengesetz andererseits. Die Weltanschauung mit all' ihren Konsequenzen und Tendenzen gründete sich somit auf das Prinzip der Stabilität. Jedoch, man wird einwenden: Hat die Contemplation das Recht, das Sichtbare also dem Unsichtbaren zu opfern, sind es nicht Chimären, die sie uns da bietet? Ja, wenn sich die Vorstellungen davon wenigstens gleich blieben!

Aber auch das „Ewige“ ist sich im Laufe der Zeit nicht mehr ähnlich geblieben, die Welt der Begriffe ist der Veränderung unterworfen, bedingt durch den Wechsel ihres Vorstellungsinhaltes, auch die „Wahrheiten“ wechseln. Und wenn es sich zuletzt als die Wahrheit der „Wahrheiten“ ergiebt, daß die Wahrheit der Wahrheiten hinter der Unendlichkeit allen Wechsels nicht zu erspüren ist, was soll dann die Weltanschauung mit ihr anfangen? — Wo von der Unsichtbarkeit nichts zu ersehen ist, richten sich alle Blicke auf das Sichtbare, und das zeigt nichts als den Wechsel; was über das Einzelne hinaus besteht, kann von nur relativ längerer Dauer sein. Ich baue ein Haus, meine Vorfahren haben dasselbe gethan, wie meine Nachkommen es thun werden. Aber es kann Zeiten gegeben haben und es können welche kommen, in denen auf Erden keine Häuser giebt. Und wenn es

Ideen, Vorstellungen, Begriffe und Worte gäbe, die vom ersten bis zum letzten Gliede der Menschheit sich konstant blieben — an welchen Merkmalen sollten wir sie erkennen? — wäre ihre Existenz aber wiederum nicht doch nur für die kurze Zeit denkbar, für die eine Bevölkerung der Erde gedacht wird — und weiter wird selbst die Phantasie nicht gehen wollen; — am Maßstabe einer Ewigkeit und deren prinzipieller Bedeutung gemessen, verschwinden sie.

Wohl lehrt uns die Beobachtung, daß Ideen u. s. w., je allgemeiner sie sind, auch um so längere geschichtliche Dauer besitzen, allein eben diese Allgemeinheit bringt es auch mit sich, daß einestheils ihr Inhalt um so mehr sich ins Abstrakte und Wesenlose verflüchtigt, anderntheils sie demnach für ihre historische Inkarnation, ihre konkrete Fassung für die Zeit, einer besonderen Ausgestaltung bedürfen, diese Gewandung aber dem Wechsel wiederum unterthan ist.

Wo diese Meinung das Uebergewicht erhält, da wird die Weltanschauung nicht auf Stabilität gestimmt sein können, sie wird sich mit ihrer Tendenz dem Zeitlichen zuneigen, im Zeitlichen, Wechselnden Wurzel und Frucht suchen.

Auf den alten fundamental bestimmten Gegensatz von Stabilität und Wechsel stoßen wir, wenn auch noch nicht mit jenen ausgeprägten und weitgehenden Tendenzen, schon in den ersten Zeiten der abendländischen Philosophie, als in dem frisch und frei inmitten einer durch Weltverkehr regen und reichen Kultur der griechische Geist seine Schwingen regte und die Weltanschauung aus der Verworrenheit mythologischer Vorstellungen zu klarer, selbständiger wissenschaftlicher Betrachtung führte.

Die Weltanschauung des Heraklit gründete sich auf den Wechsel der Dinge, die des Parmenides auf Stabilität[1]). Zwischen diesen beiden sich einander entgegenstehenden Grundanschauungen suchte der Genius Platons eine ideale Harmonie durch eine graduelle Bewerthung zu schaffen, indem er den Wechsel in der Welt der Erscheinung einer Welt des Ewigen, der Ideen, untergeordnet sein ließ. Und diese Lösung — soweit man von Lösung des Problems dabei überhaupt sprechen darf — nahm auch die christliche Weltanschauung in sich auf: hoch hinaus über Welt und Wechsel zog der christliche Himmel die Gemüther zu dem ewigen Gott empor, „der da ist, war und sein wird.“ Sobald jedoch die Weltanschauung den Boden der Kirche verließ, trat auch das Problem wieder als solches auf, und das mündig gewordene Denken stieß wieder auf den uralten Gegensatz.

Bis in die Neuzeit hinein sind jene Pole der Weltanschaung geblieben, ihre Anziehungskraft ist um nichts vermindert und in deutlich wahrnehmbarem Parallelgange ist die Weltanschauung der neueren

1) „Man betrachtete das Werden als innere Natur der Dinge (nach Heraklit). — Zu dem Streben nach festbestimmten Begriffen gesellte sich in den besten Denkern die Ueberzeugung: die Sinnendinge können wegen ihrer Veränderlichkeit nicht für das Wahrhaft-Seiende gehalten werden (Eleaten).“ Herbart, Lehrb. z. Einl. i. d. Philos. 5. Aufl. § 34. — „Während in der eleatischen Schule aus der Einheit alles Seins die gänzliche Unmöglichkeit der Vielheit und des Werdens gefolgert wurde, entstand gleichzeitig an dem anderen Pol des griechischen Bildungsgebiets, in Kleinasien, ein System, welches dieselbe Voraussetzung in entgegengesetzter Richtung ausbildete, indem es das Eine Seiende als ein schlechthin bewegtes, in unablässiger Veränderung und Besonderung begriffenes auffaßte. Der Urheber dieses Systems ist Heraklit.“ — „Während demnach Parmenides das Werden leugnet, um den Begriff des Seins in seiner Reinheit festzuhalten, leugnet Heraklit umgekehrt das Sein, um dem Gesetz des Werdens nichts zu vergeben; während jener die Vorstellung der Veränderung und der Bewegung für eine Täuschung der Sinne erklärt, erklärt dieser die Vorstellung des beharrlichen Seins eben dafür; während jener die gewöhnliche Denkweise deshalb grundverkehrt findet, weil sie ein Entstehen und Vergehen annimmt, kommt dieser aus dem entgegengesetzten Grunde zu einem ebenso ungünstigen Ergebniß.“ (Vgl. Zeller, Philos. d. Griechen, 4. Aufl., S. 566 u. 584.

Zeit mit ihren Grundtendenzen und ihren Konsequenzen entweder der einen oder der anderen Richtung gefolgt: Von Spinoza und Leibnitz bis auf Hegel und Schopenhauer gestaltete sich das Weltbild nach der einen oder der anderen Richtung, suchte es seine Grundstimmung entweder im Beharrenden oder im Wechsel, im steten „Flusse der Dinge", je nachdem die Sehnsucht nach einem Ewigen, Wechsellosen oder die einfache Beobachtung des Werdens und Vergehens überwog.

Die moderne Weltanschauung aber ist im Allgemeinen vom Prinzipe des Wechsels, wie sie sich im Laufe dieses Jahrhunderts gestaltet hat, beherrscht, wenn wir die Schule, oder hier besser gesagt Gemeinde oder Sekte Schopenhauers und die Traditionen des streng kirchlichen Christenthums — denn auch in die christliche Weltanschauung, in Religion und Religionswissenschaft ist jene moderne Weltansicht eingedrungen — ausnehmen, und zwar beherrscht es sie, durch die Verhältnisse der Zeit bedingt, in besonderer Ausprägung unter dem typischen Zeitbegriffe: „Entwickelung".

Von der spätern antiken Weltanschauung bis ins gegenwärtige Jahrhundert hinein lag in der Gottesidee das Grundprinzip der Weltanschauung geborgen. Von ihr aus — wie verschieden man auch den Inhalt des Begriffs „Gott" auffaßte — ward die Weltanschauung Jahrhunderte hindurch im Ganzen und Einzelnen bestimmt. Von der speziellen christlichen Philosophie des sogenannten Mittelalters bis Descartes-Spinoza-Leibnitz war der Angelpunkt der systematischen Philosophie in „Gott", die einzelnen Wissenschaften begründeten sich auf diesem religiösen Prinzip oder führten dahin: die Naturwissenschaften nicht minder wie die Jurisprudenz und die Philosophie.

Das achtzehnte Jahrhundert begann, und das neunzehnte vollendete eine deutlich wahrnehmbare Aenderung: Der theocentrische Standpunkt der Weltanschauung ward mit Absicht oder ohne Absicht[1]) verlassen, die „Welt", nicht mehr sekundär gefaßt, als auf Primäres, auf etwas „Jenseitiges" zurückgeführt, sondern sie erscheint nun als das Primäre selbst.

Dieser Umschwung in der Weltanschauung mußte auch eine eigenthümliche Veränderung in der Ethik bewirken: Konnte die christliche Weltanschauung in der sichtbaren Welt, im „Diesseits" etwas Untergeordnetes gegenüber der jenseitigen Seligkeit erblicken, die Welt der „Sünde" ihr nichtig, ja werthlos erscheinen, so war nun, wenigstens theoretisch, das ethische Bedürfniß der Menschheit darauf angewiesen, die ethischen Ziele in der Welt selbst aufzufinden. So verlangte der Trieb der ethischen Persönlichkeit, die stets das Bestreben zeigt, in einem außer ihr Liegenden aufzugehen, wollte er nicht in Trostlosigkeit resignirend versiegen, noch einem neuen Prinzip, das seiner Entfaltung und Bethätigung förderlich wäre. Dieses Prinzip mußte, da es nicht außerhalb der Erfahrungswelt stehen durfte, nun als dieser immanent statuirt werden.

In solcher Bedeutung ist die Lehre von einer „Entwickelung" vom Bedürfnisse der Zeit zum Grundprinzip der modernen Weltanschauung genommen worden, sie legt dem „Wechsel" eine ethische Idee zu Grunde, sie läßt die ethische Tendenz und Konsequenz in der Annahme einer universellen Bewegung zu höhern Daseinsformen, in der Theorie eines sogenannten „Fortschrittes" gipfeln und in

---

1) Z. B. L. Feuerbach formulirte: „Die Aufgabe der neuern Zeit vor die Verwirklichung und Vermenschlichung Gottes — die Verwandlung und Auflösung der Theologie in die Anthropologie." § 1. der „Grundzüge der Philosophie der Zukunft." (Zürich, 1843.)

dieser, durch die ethische Tendenz gewonnenen Ausprägung soll der Begriff „Entwickelung“ in vorliegender Abhandlung ausschließlich behandelt werden [1]).

In der Lehre von der „Entwickelung“ [2]) wird der Philosophie ein Prinzip von größter Tragweite vorgelegt, seine grundsätzliche Bedeutung für die Ausbildung einer Weltanschauung überhaupt setzt es gleichwerthig neben gewisse hauptsächliche Fundamentalprinzipien, die somit maßgebend für die Ausbildung der gesammten Geistesrichtung größerer geschichtlicher Perioden geworden sind und Jahrhunderte hindurch die Weltanschauung der Kulturvölker bestimmt haben, von der systematischen Ausprägung der Weltanschauung in den Systemen der großen Denker durch die Einzelwissenschaften hindurch bis zur vulgären Lebensanschauung, bis zu den Vorstellungen und Meinungen des allgemeinen täglichen Getriebes hinab.

Sie beherrscht heutzutage fast ausschließlich das geistige Leben der abendländischen Kulturvölker und übt auf die Weltanschauung der Zeit einen nicht zu verkennenden Einfluß aus: Wissenschaft und Praxis stehen in gleicher Weise darunter, in ihren Konsequenzen aber wirkte sie auf dem gesammten Gebiete der Weltbetrachtung und Weltanschauung geradezu revolutionirend [3]). Unter der Vorstellung eines einzigen fundamentalen Prinzips aller Erscheinungen der wahrnehmbaren Welt umfaßt sie zugleich die Gebiete des Natur- wie Geisteslebens, erstreckt sich ihre Herrschaft gleichmäßig über Naturbetrachtung und Geschichte [4]).

In der biologischen Naturwissenschaft ist das Prinzip der „Entwickelung“ fast ausschließlich zum Ausgangspunkte aller methodischen Betrachtung geworden, in den Geisteswissenschaften zwar nicht aus

---

1) Daß der Begriff „Entwickelung“ nicht ausschließlich mit dieser Tendenz verquickt zu sein braucht, weist seine allmähliche Entstehung und Zusammensetzung auf, wonach eine ontologische wie logische „Entwickelung“ zu unterscheiden ist welche nicht unmittelbar die Tendenz verlangen, die erst später zu den Einzelbegriffen hinzu kam, jedoch schließlich den Terminus überwiegend bestimmte. Vergl. dazu Heußler, Der Rationalismus des 17. Jahrhunderts in seinen Beziehungen zur Entwickelungslehre &c. Breslau 1885. Einleitung S. 1—27 und Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart,“ II. Aufl., S. 103 u. 104.

2) Ob das Wort „Entwickelung“ gerade einen glücklich gewählten Ausdruck bedeutet, ob es nicht vielleicht durch einen — auch in ästhetischer Hinsicht — passenderen Terminus ersetzt werden könne, soll hier nicht weiter erörtert werden.

3) Vergl. Ernst Haeckel, Die heutige Entwickelungslehre im Verh. zur Gesammtwissenschaft, II. Aufl., Stuttgart 1877.

4) Auch für die Naturwissenschaft hat der Gegensatz von Stabilität und Wechsel seine Bedeutung und hat sozusagen eine Trennung ihrer einzelnen Disziplinen in zwei gesonderte Arbeitsgebiete geschaffen, in außergeschichtliche und geschichtliche. Mechanik, Physik, Chemie &c. streben nach Erkenntniß von zeitlos gültigen Gesetzen, die ihren Begriffe nach unabhängig von geschichtlicher Veränderung sein sollen, während Zoologie, Botanik, Anatomie, Anthropologie, als biologische Disziplinen, zum Theil auch Mineralogie und Astronomie im Anblicke der geschichtlichen Veränderung der Naturobjekte diese Veränderungen selbst zum Gegenstande der Forschung nehmen. Die Gesetze der Schwere z. B. wie die der Stoffverbindungen stehen außerhalb jeglicher historischer Anschauungsweise: sie haben für die Weltkörper zu gelten, so lange als wir diese als existirend denken können. Es ist interessant zu beobachten, wie sich im Laufe der Zeiten jene Trennung immer mehr vollzogen hat und wie nach und nach einzelne Disziplinen sich von der Stabilität auf die Entwickelung umgestimmt haben.

Je weiter wir die Naturwissenschaften zurückverfolgen, um so mehr sehen wir sie als unter dem Gesichtspunkte der Stabilität aufgefaßt. Der älteren Naturauffassung galten alle „Natur“-Erscheinungen in Form und Wesen für unveränderlich, und erst allmählich wich diese mehr physikalische Betrachtung der biologisch-historischen. Ein deutliches Beispiel dazu liefert die Astronomie. Während ihr Objekt, das Firmament, mit seinen regelmäßigen Bewegungen ehedem geradezu als Sinnbild der Unveränderlichkeit galt, lehrt uns heute die Astrophysik und Kosmologie in erhabener Sprache eine Geschichte der Gestirne, gewahren wir Explosionen und Revolutionen im All, die ein Entstehen und Erlöschen ganzer Welten bedeuten.

schließlich, so doch vorwiegend. Mochte die neuere Naturbetrachtung sich methodologisch von der älteren Naturphilosophie noch so weit entfernt haben, in diesem Grundprinzip stimmen die Richtungen eines Oken mit denen der Neuern, Darwin, Wallace und Haeckel überein. So weit auch im Einzelnen die Ansichten der Forscher auseinandergehen, der Lehre von der „Entwickelung" wird von keiner Seite widersprochen; die einzelnen Spezialwissenschaften gehen dabei Hand in Hand, die moderne Astronomie, Geologie und Paläontologie, die Zoologie und Botanik. Ja, selbst die Doktrin von der „natürlichen Auslese" z. B. ist in unseren Tagen durchaus nicht mehr auf Zoologie und Botanik allein beschränkt, man überträgt sie bereits auf Astronomie und Geologie, indem man von Auslese unter den Gesteinen wie unter den Gestirnen [1]) spricht. Durch ihre erstaunliche Entfaltung haben die biologisch-historischen Disziplinen in neuerer Zeit das allgemeine Interesse lebhaft zu gewinnen vermocht und daher bewirkt, daß im Allgemeinbewußtsein die historische Naturbetrachtung überwiegt, die Bedeutung der Stabilität gegenüber der des Wechsels in der Weltanschauung der Gegenwart zurückgetreten ist [2]).

In den Geisteswissenschaften, Philosophie, Geschichte, Litteraturkunde, Philologie wehren sich zwar die einzelnen Systematiker, eine Minderheit ausgenommen [3]), gegen eine direkte Uebertragung von Theorien aus einzelnen Fächern der Naturwissenschaft auf das gesammte Gebiet menschlichen Lebens und Strebens, allein in der Grundauffassung des Problems gehen sie, soweit irgendwie eine historische Betrachtungsweise ins Spiel kommt — und diese wird mit Vorliebe angewandt — parallel mit der Naturforschung, indem schließlich alles geschichtliche Werden, soweit man es erkannt zu haben glaubt oder vermuthet, jede Veränderung und Bewegung „Entwickelung", genannt wird; wir sind bereits daran gewöhnt, die Erscheinungen geschichtlicher Vergangenheit in der Form einer kontinuirlichen Kette aufzufassen, deren einzelne Glieder nicht nur in dem Verhältnisse einer zeitlichen Aufeinanderfolge, sondern in dem einer thatsächlichen Ergänzung und Vervollkommnung stehen, in einer gewissen Reihe von Stufen, als deren oberste mit einer gewissen Selbstgefälligkeit sdann ohne Weiteres die Gegenwart angenommen wird. Diese Anschauungsweise hat bewirkt, daß wir uns in der Betrachtung des Einzelnen nicht mehr darauf beschränken, das darin Wesentliche und Charakteristische zu entdecken, sondern daß wir glauben, wir müßten uns vor Allem bemühen, das Werden zu ergründen, die Wurzeln aufzufinden, mit denen die einzelne Erscheinung in der Vergangenheit fußt [4]), und gar leicht verführt diese Betrachtungsweise dazu, dem Gewordenen in seiner Wesenheit weniger Aufmerksamkeit zu schenken als dem Werden, auf das ein so großer Nachdruck gelegt wird. Daß eine so einhellige Anschauungsweise sich nicht allein auf das wissenschaftliche Gebiet beschränken kann, sondern rasch bis in die vulgäre Weltanschauung des allgemeinen Lebens hinab herrschend und bestimmend auftreten muß, ist in unsern Tagen, wo eine Fluth von täglichen Preßerzeugnissen zwischen Wissenschaft und Publikum vermitteln will, nicht anders zu erwarten.

---

1) Siehe das Buch von du Prel: „Entwickelungsgesch. des Welalls 2c., dritte Aufl. von „Der Kampf ums Dasein am Himmel". Leipzig 1882, und vergl. dazu Ch. d'Arloz „Das Räthsel der Kometen", Sirius, 1894, H. 4 und Abbe „Ueber die Entstehung von Kometen 2c.", ebenda, H. 8.

2) Wenn daher im Nachfolgenden von „Naturwissenschaft" im Allgemeinen die Rede ist, so sind dabei die außerhistorischen als ausgeschlossen zu betrachten.

3) cf. z. B. Schleicher, Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft, 1873.

4) „Nur durch sein Werden wird das Gewordene erkannt". Haeckel, Die Naturansch. v. Darwin, Goethe und Lamarck. Jena 1882.

Die Idee einer allgemeinen Entwickelung ist im gemeinen Gedankenaustausche geradezu Währung geworden.

Aber mit solcher Allgemeinheit, die bis zur Zeitungsphrase hinabgeht, ist auch die Besonnenheit im Gebrauche gewichen. Wie im täglichen Verkehre Niemand nach den Feingehalt einer kursirenden Münze fragt, so werden gerade die allgemeinsten Prinzipien einer Weltanschauung am wenigsten kritisch geprüft, sie liegen in der Atmosphäre der Zeit, werden im geistigen Verkehr ununterbrochen aus- und eingeathmet, werden als selbstverständliche Voraussetzungen angenommen und weiter gegeben, sie gelten als Axiome; man ist viel zu bekannt und vertraut mit ihnen, als daß man nach ihrem Passierscheine fragt, sie herrschen durch ein Gewohnheitsrecht, gelten als Wahrheit, weil Jedermann sie im Munde zu führen pflegt. Diese Herrschaft über die allgemeine Weltanschauung der Zeit wirkt aber wieder zurück auf die Wissenschaft selbst; da, wo nicht eine systematische und kritische Prüfung der Grundanschauungen unternommen wird — und das ist bei der Bearbeitung wissenschaftlicher Einzelfächer nicht häufig der Fall — werden die von dem Zeitbewußtsein übernommenen Anschauungen fast unbewußt zum Ausgangspunkt, zur Tendenz der Forschung und Darstellung und wirken so wesentlich mitbestimmend sowohl auf die Behandlung des Stoffes, als auf die Gewinnung von Resultaten ein. Und diese letzteren, mit dem Gepräge jener allgemeinen Weltanschauung versehen, tragen wiederum erheblich dazu bei, den Kredit solcher universellen Anschauungen zu erhöhen, deren rein dogmatische Verwendung Bedenken erregen muß.

Hier nun hat die Arbeit der Philosophie einzusetzen. So mannigfach man ihre Bestimmung auch aufgefaßt, die einzelnen Definitionen des Wortes und, damit zusammenhängend, die Begränzungen ihres Arbeitsgebietes gegeben hat, so liegt doch die eine Auffassung allen einzelnen zu Grunde: „Die Philosophie ist die Wissenschaft von den Weltanschauungen [1].“ Nicht alle Weltanschauung ist Philosophie, wohl aber jede Philosophie Weltanschauung [2]. Die Weltanschauung selbst ist ein unmittelbares Produkt des Lebens, sie erscheint in den mannigfachsten Abstufungen und Formen, sie kann als Edelgewächs treiben wie als Unkraut wuchern, sie zeitigt ihre Blüthen in der Kunst und ihre Früchte in der Arbeit des praktischen Lebens.

---

1) Wundt's Definition: Der Zweck der Philosophie (System der Philosophie, Einleitung, Leipzig 1889, S. 2). „Zusammenstellung der Einzelerkenntnisse zu einer die Forderungen des Verstandes und die Bedürfnisse des Gemüths befriedigenden Welt- und Lebensanschauung“ kommt dem wohl am nächsten; nur darf bei den „Einzelunkenntnissen nicht lediglich an die durch Empirie gewonnene gedacht werden, denn gewisse Lehren und Lebensanschauungen großer Denker verdanken ihren Ursprung nur einer Art von künstlerischer Intuition und künstlerischem Ethos. Auch ist u. E. an jene „Zusammenstellung“ 2c. nicht ausschließlich der Begriff „Philosophie“ gebunden, denn dann dürfte von ihr nur gesprochen werden, wo ein System geschaffen wird; die wissenschaftliche Theilarbeit jedoch, die sich einer solchen Zusammenstellung bescheidet, und sich nur in einzelnen Disziplinen der Weltanschauung bewegt, würde alsdann nicht mehr zur „Philosophie“ gerechnet werden.

2) Es könnte vielleicht an dem letzten Satze insofern Anstoß genommen werden, als gesagt würde, daß mancher Philosoph von Anfang darauf verzichte, ein Weltbild zu entwerfen, eine Weltanschauung zu verkünden, und seine Arbeitskraft lediglich darauf verwende, in gewissen Spezialfächern, z. B. Logik, Erkenntnißtheorie, Geschichte der Systeme und Systematiker 2c. Untersuchungen anzustellen. Allein zum ersten werden diese Untersuchungen stets mit Urtheilen in Verbindung stehen, und diese selbst gehen in ihrer Totalität immer auf eine gewisse Grundstimmung und Weltanschauung zurück, als die auch der strikteste Skepticismus zuletzt sich ergäbe; zum zweiten aber ist das Material, auf das sich eine auch noch so objektiv erscheinende Spezialarbeit gründet, sei es nun Begriff, Schluß, Raum, Zeit oder „Cartesius“, „Spinoza“, stets mit Weltanschauung so verknüpft, daß sie ein Feld der wissenschaftlichen Betrachtung der Weltanschauung bleibt.

Die Philosophie tritt ihr gegenüber wie die Botanik der Pflanzenwelt. Ihre Aufgabe ist es, in dem reichen blühenden Leben der Weltanschauung die wissenschaftliche Sichtung und Ordnung zu schaffen, ihr tausendfältiges Gewebe zu beobachten, ihre Zusammensetzung, ihr Werden und Wachsen, ihr Blühen und Vergehen zu betrachten, die Bedingungen und Verschlingungen aufzudecken, durch die sie mit dem allgemeinen Leben und Werden zusammenhängt. Allein, sie vermag zugleich auch Gärtner zu sein: sie kann die Gebilde der Weltanschauung ziehen und veredeln und neue, fruchtbarere Formen produziren. Ihre Thätigkeit kann sowohl rein wissenschaftlich erklärend, wie direkt produktiv sein.

Was der Künstler bringt, ist Weltanschauung, desgleichen was der Philosoph. Der Unterschied liegt nur in der Art der subjektiven Entäußerung. Die lebendige Weltanschauung wirkt, gährt und treibt in der Allgemeinheit unbewußt und kaum gefühlt, der Künstler erhebt sie zum vollen Gefühl, indem er ihren Inhalt in eine Form bringt, welche direkt, durch Intuition, ihre Rezeption veranlassen kann; der Philosoph erhebt sie zum klaren Bewußtsein dadurch, daß er die Weltanschauung einer besonderen Prozedur unterwirft: in der Retorte der Vernunft destillirt er ihre Elemente und scheidet ihre reinen Bestandtheile aus, er läutert den gebundenen Willen zum vollbewußten Wollen, die unklare, gefühlsmäßig wirkende Weltanschauung zur klaren, systematisch denkenden Betrachtung der Welt; der Künstler giebt ein Weltbild oder doch wenigstens einen Ausschnitt daraus, in Abbild, in Ton oder Dichtung; der Philosoph entwirft es, indem er seine Beobachtungen und inneren Erfahrungen durch Urtheil und Schluß zu einem systematischen Ganzen ordnet.

Der Philosophie fällt es zu, die Anschauungen der Zeit vergleichend zu erwägen, die einzelnen Begriffe, deren Inhalt oft unabgeklärt hin und her schwankt, zu fixiren, die Prinzipien auf ihre Annehmbarkeit zu untersuchen, die mannigfachen Widersprüche, die sie bisher untereinander aufweisen, kritisch zu schlichten, das Einzelne im Konnex zum Allgemeinen zu setzen, die Konsequenzen zu ziehen, und prüfend die Anschauungen des Lebens zuletzt zur systematischen Weltanschauung zu erheben. Wir müssen uns über die Zeit zu erheben suchen, indem wir aus Begriffen der Zeit das Verworrene auszuscheiden trachten, unsere Anschauungen vor das Forum des höchsten Richters in menschlichen Dingen, der Vernunft bringen, unsere Meinungen auf ihre Klarheit und Deutlichkeit prüfen, denn nur aus reinen Tönen läßt sich eine befriedigende Harmonie bilden. Allein so wichtig und ernst — man könnte fast sagen erhaben — auch die Aufgabe der Philosophie ist, so reichen die Gränzen ihres Vermögens nicht allzuweit. Sie selbst ist von der Zeit geboren, ein Stück von ihr, und sich ihrer ganz zu entschlagen, gelingt ihr nicht. Eine gewisse und lehrreiche Fabel klingt hier bedeutsam an [1]. Wer sich ihr naht, wie der Schüler, der „alles wissen möchte", dem kann sie nur als verneinender Geist gegenübertreten, mit dem Magistergewande umgethan.

Aber wenn sie auch nichts weiter sein kann, als unter Wissenschaften eine Wissenschaft, so darf ihre Position im treibenden geistigen Leben nicht unterschätzt werden. Sie ist mehr denn ein Centraldepôt der Resultate der Einzelwissenschaften, sie bekleidet das Rektorenamt in der geistigen Erziehung der Zeit.

---

1) cf. Schopenhauer, W. a. W. u. Vorst. I, § 7.

Was die Zeit entgegenbringt, ist zunächst eine Summe von Ergebnissen wissenschaftlicher Einzelarbeit, sind Resultate gewisser Methoden — Prägungen, denen die Schablone oft deutlich genug anzusehen ist. Die Einzelwissenschaften, die nur zu leicht geneigt sind, in ihren Methoden eine Art von Wünschelruthe zu sehen, die, bei richtigem Gebrauche des Zaubers, sogleich den Zugang zu verborgenen Schätzen eröffne, halten in der Freude über angebliche Funde den Weg des Suchens auch gleich für den Pfad nach der Wahrheit überhaupt und lassen sich mitunter gern verleiten, ihre Ergebnisse als das lautere Gold der Natur selbst auszugeben. Diese Anerkennung von Resultaten durch die Fachwissenschaften giebt einer Menge von Anschauungen einen Geleitsschein, den zu prüfen für die Philosophie geradezu amtliche Pflicht ist. Ihr ist daher anheimgegeben, durch eine strenge kritische Methodenlehre jene fröhlichen Wahrheiten auf die Tiefe der Fundamente, auf absolute Gültigkeit zu prüfen, die bedingte oder unbedingte Sicherheit der jeweilig angewandten Methode zu untersuchen, immer und immer wieder aber die Frage aufzuwerfen: ob und was wir thatsächlich erkennen können; denn dann wird sich auch herausstellen, welchen Werth gewisse Forschungsergebnisse überhaupt haben, ob ihnen wirklich ausschließliche Geltung zukomme, ob die Möglichkeit eines secundum oder gar tertium datur zu bejahen oder zu verneinen sei, ob unsere Ueberzeugung überhaupt das ebenso stolze wie verhängnißvolle Wort „Wahrheit" auf ihrem Schilde führen darf. — Wie dem auch sei, wir fühlen die Pflicht, unsere Ueberzeugung am kalten und harten Steine der Vernunft zu prüfen und nach Vermögen zu festigen und zu schärfen. Es scheint fast, als ob eine wirklich fruchtbare Skeptik, wie sie bei den Alten sogar schulmäßig vertreten war, in der neueren Philosophie aber durch Baco, Descartes, Hume und Kant so hohe Ergebnisse lieferte, indem sie immer wieder Bahnbrecher des Neuen wurde, im modernen Denken etwas zurückgetreten sei. Nächst der Prüfung sogenannter Thatsachen, in der Weise, daß durch eine Kritik der Gewinnungsmethode eine Kritik an den Resultaten, dem Baumateriale einer neuen Lehre geübt werde, hat fernerhin eine Prüfung der Konsequenzen und Tendenzen zu erfolgen. Es ist leicht ersichtlich, daß das einzelne Resultat, gewissermaßen noch Rohprodukt, einer Läuterung und Umformung bedarf, ehe es sich in den Bau systematischer Weltanschauung einfügen läßt. Die Einzelwissenschaften sind eher der Versuchung ausgesetzt, den Ergebnissen ihrer Beobachtungen eine zu weitgehende Tendenz zu verleihen, wogegen der Philosophie obliegt, die Konsequenzen daraus zu ziehen, diese gegeneinander auf etwaigen Widerstreit prüfend zu halten und ihre Vernünftigkeit zu bejahen oder zu verneinen. Als drittes käme dann noch eine rein systematische Aufgabe hinzu, nämlich die Verwendung der einzelnen so gewonnenen Ergebnisse zu einem Gebäude, dessen Plan doch nicht anders geschaffen werden kann als auf dem Wege eines rein philosophisch-künstlerischen Schaffens, wenngleich für die Ausführung des Baues die Erfahrung die Steine und das kritische Denken den Hammer abgeben müssen.

Bevor wir nun im Folgenden den Versuch wagen, die Lehre von der Entwickelung auf ihre Verwendbarkeit als Grundprinzip einer Weltanschauung zu prüfen, sei es verstattet, ihre Genesis kurz darzuthun, somit die Frage zu beantworten: Wie ist diese Lehre, soweit sie die Weltanschauung unserer Zeit ausmacht, entstanden und aus welchen Elementen setzt sie sich zusammen?

II.

Auch die moderne Anschauung von einer universellen Entwickelung ist nicht unvermittelt ins geschichtliche Leben gekommen, etwa einem genialen Denker plötzlich aufgegangen und von ihm revolutionirend ins Zeitbewußtsein geworfen worden, sondern allmählich in ihren einzelnen Elementen erwachsen, noch unter dem Schatten alter Denkungsart aufgekeimt als Schößling des alten Stammes, bis sie, selbst die Krone bildend, ihn überragte. — Der griechischen Anschauung war, wie wir bereits oben gesehen haben, der „Fluß der Dinge", die Veränderung, ein wichtiger Faktor der Weltanschauung, allein die moderne Tendenz von „Entwickelung" ward vom Hauptzuge des griechischen Denkens direkt abgewiesen. Der hellenische Geist wandte sich auf der Höhe der Leistung dem Prinzipe der Stabilität zu, die griechische Weltanschauung gipfelte in einer Beharrungslehre[1]. „Kaum stoßen irgend moderne Art härter zusammen als hier. Die Beharrungslehre ist mit den Idealen jener ebenso eng verwachsen, wie die Entwickelungslehre mit denen der Neuzeit." Wie äußere Verhältnisse auch die Weltanschauung ganzer Perioden beeinflussen können, zeigt sich auch hier, und die neuere Beobachtung hat zwischen den politischen Eigenthümlichkeiten des griechischen Lebens und der Tendenz des Platonismus eine bedeutsame Verbindung aufgezeigt: „Dabei floß in die Lehren der Philosophen wohl von Anfang an auch ein Stück rein menschlicher Stimmung ein, ein Verlangen, gegenüber dem bunten und ermüdenden Wechsel der Verhältnisse in den griechischen Kleinstaaten einen beharrenden und zugleich bedeutsameren Lebensinhalt zu gewinnen; die Wendung des Lebens von dem gesellschaftlichen Kreise zum großen All war zugleich ein Suchen größerer Festigkeit im Leben . . . Gerade die tieferen Geister unterlagen dem Verlangen nach Ruhe im Ewigen[2]." Das Christenthum nahm den Stabilitätsgedanken vom Alterthume auf; aus inneren wie äußeren Gründen, rein religiösen wie speziell kirchlichen, muß es im Grunde dahin hinausführen. In einer einzigen, ewigen Wahrheit muß seine Weltanschauung gläubig enden! Zu dem Glauben an den Erlösungstod des heilbringenden Gottessohnes[3]) tritt die Forderung hinzu, in der kirchlichen Lehre eine ewige und absolute Wahrheit zu wissen, die sofort in sich zusammenbrechen müßte, wenn der Wechsel der Zeiten ihr den Stempel einer nur relativen Gültigkeit aufprägte.

Aber trotzdem ging aus dem Christenthume selbst der Keim der neuen Weltanschauung auf, freilich zuvörderst nur als Seitentrieb des alten Stammes sich entfaltend. Das Verhältniß von Gott und Welt ward immer näher auf das Problem des historischen Prozesses hingetrieben, jemehr im Laufe der Zeiten das Lebensinteresse reger wurde und trotz des ascetischen Zuges der christlichen Mystik, die hier hauptsächlich in Betracht kommt, die Wagschale zu Gunsten eines thatfrohen und sich wie seiner Aufgaben bewußten Lebens neigte. Hier treffen wir nun in der Form einer theosophischen Emanationslehre die erste charakteristische Aeußerung der Entwickelungslehre, die, wie sehr sie sich auch im Laufe der Zeiten veränderte, doch hier ihre Ausgangspunkte hat[4]. In ihrem ersten Stadium ist

---

1) Des Näheren zu verweisen auf: Eucken, Grundbegriffe der Gegenw., II. Aufl., S. 106 u. ff.

2) Eucken, a. g. O. S. 108.

3) „Nun war es vorbei mit der Annahme unzähliger Perioden: nicht immer von Neuem konnte Christus wiederkommen und sich kreuzigen lassen." Ebenda.

4) „Und die Anhänger der Entwickelung speziell müssen es sich wohl oder übel gefallen lassen, daß die geschichtliche Wurzel ihrer Gedankenrichtung in der religiösen, ja mystischen Spekulation liegt. — A. g. O. S. 110.

die Entwickelungslehre religiös. — Der Weltprozeß ist eine Art Selbstentfaltung Gottes und in Gott, zu Gott kehrt er wieder zurück. Aber alle die Vielheit und Mannigfaltigkeit, aller Wechsel ist nur untergeordnet der ewigen Einheit — Gott; über dem wechselnden Leben der Zeit schwebt, wie der Geist über den Wassern, das Zeitlose, zu dessen bloßem Attribut Zeit und Wechsel wird. Das sinnvoll erfaßte Schauspiel des Flusses der Dinge spielt sich vor einem Hintergrunde ab, auf dem der Platonismus in der Aureole prangte.

Allein der Hintergrund verblaßte allmählich, das Weltbild trat in immer hellere Beleuchtung und reizte zu immer selbstständigerer Betrachtung. Seinen eigenen Sinn zu verstehen, die innere Idee des Ganzen aufzuspüren und einzelne Akte in ihrer Bedeutung zu erfassen, das war die weitere Aufgabe. Der Entwickelungsgedanke ward historisch-spekulativ aufgefaßt[1]). Die ersten Anfänge einer Geschichtsphilosophie regten sich, man stellt einzelne Weltalter auf und verbindet sie durch den Gedanken einer — wenn auch in religiöses Gewand gekleideten — sittlichen Weltordnung. Man will das Weltwerden selbst, dessen Zweck erkennen, nachdem man zuvor eine moralische Idee hineingetragen hat.

Eine eingehendere Erörterung über die einzelnen Wendungen und Wandlungen, die der Entwickelungsgedanke bis zur Neuzeit durchmachte, müssen wir uns an dieser Stelle jedoch versagen, sie gehören in das spezielle Gebiet der Geschichte der Weltanschauung, insbesondere in das der Begriffe. Nur darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Lehre von der Entwickelung, nachdem sie unter dem Einflusse der Welt-Spekulation im 16. bis 18. Jahrhundert mehr und mehr an Selbständigkeit gewann, auch zugleich mehr und mehr an wissenschaftlichem Charakter und wissenschaftlicher Bedeutung gewann. Zu der rein wissenschaftlichen Auffassung kam an der Schwelle unseres Jahrhunderts ein neues Moment hinzu, indem die spekulative Idee der Entwickelung eine mehr ästhetisirende Richtung nahm Und zwischen dieser und der modernen Anschauungsweise ist ein nicht zu verkennender Unterschied. Während dem modernen Gedanken ein Zug der Härte, des Herben, ja oft des Unerbittlichen und Grausamen innewohnt, wußte die ästhetische sich davon fern zu halten; mußte Darwin die Natur-Entfaltung als einen wilden Daseins-Kampf hinstellen, so zieht sich z. B. durch Goethes Weltanschauung eine Stimmung zum Ruhigen, zur beseligenden Harmonie.

Aber schon bei Goethe erweitert sich das Feld: neben die Geschichte ist als ebenbürtige Macht das weite Gebiet der Natur getreten, die Ideen, mit denen die spekulative Betrachtung die Welt im Großen beleuchtete, dehnen sich allmählich aus auf die spezielle Naturbetrachtung. Der Entwickelungsgedanke springt vom Lebensprozeß auf den Naturprozeß über, zuerst hier wie dort beide in der Spekulation vereinend, dann aber, als er dort mehr und mehr an Boden verliert, schlägt er hier um so kräftiger selbstständige Wurzeln. Auf die ästhetisch-spekulative Phase folgte die empirische. Die Idee ist durch die spekulative Betrachtung hineingetragen — allein sie ringt sich auf dem neuen Boden zur freien Unabhängigkeit durch: von unten auf, als das induktive Resultat der freien empirischen Naturbeobachtung, tritt sie auf den Plan, mit der Forderung, als das Endergebniß methodologischer Forschung, als Facit aller Erfahrung die Weltanschauung und damit die Welt selbst zu beherrschen.

Ihr Werdegang war der eines allmählichen Aufsteigens aus dienender Stellung zur Herrschaft selbst; in erkenntnißtheoretischer Hinsicht zeigt sich der zurückgelegte Weg als eine Kurve auf:

---

1) Man vergleiche dazu: Rocholl, Philos. der Geschichte, Göttingen 1878, Abth. II.

von der abstrakten, spekulativen Konstruktion hinab zur induktiven Einzelbeobachtung und von da hinauf wieder zum abstrakten Prinzipe.

Wenn das Problem, bis es die heutige Ausprägung erlangte, einen längeren geschichtlichen Gestaltungsprozeß durchmachen mußte, so entstammt doch der spezielle Terminus, die Ausdrücke für „Entwickelung", verhältnißmäßig späterer Zeit, überwiegend der zweiten Phase[1]). — Das Wort selbst erscheint am Ende des 17. Jahrhunderts und wird zunächst nur in logischer Bedeutung gebraucht[2]). Den Gedanken an einen immanenten Fortschritt in der Geschichte „aus dem Zustande des Sündenfalls und der Verwilderung zur Humanität"[3]) spricht Giambattista Vico 1725 aus, nachdem ihn bereits die Weltanschauung des Augustin in theologischer Fassung dargereicht hatte, Herder nahm ihn zur Grundlage seiner Universalgeschichte, während Goethe[4]) und in gewissem Sinne Kant bedingungsweise das Entwickelungsprinzip auf die Biologie anwandten. Wer aber die einzelnen Elemente zur Tendenz vereinigte und diese — wenigstens in spekulativer Hinsicht — in das allgemeine Zeitbewußtsein goß, bis in die letzten Aederchen hinein, das war Hegel.

Was die Spekulation von oben her geschaffen, das baute von unten herauf die Naturwissenschaft auf; die Methode ward geändert, das Prinzip blieb[5]), und das Gesammtbild der auf die Lehre von der „Entwickelung" gegründeten Weltanschauung unserer Zeit zeigt die eigenartige Vermischung von Lehren reiner Spekulation wie von empiristischen, von geschichtsphilosophischen Doktrinen, wie von Resultaten methodischer Naturbeobachtung deutlich auf.

Die moderne Weltanschauung trägt, allgemein betrachtet, ein monistisches Gepräge: Der Mensch, ein Naturprodukt, von anderen nur durch eine qualitativ höhere Organisation unterschieden, ist in seiner Gattung denselben Gesetzen des Lebens unterworfen wie Alles, was in der Welt Dasein hat, seine Entwickelung, der Lebensprozeß seiner Gattung, ist nur ein Theil von dem allgemeinen Prozeß, der

---

1) cf. Eucken, Gr. d. G., S. 102 u. ff.

2) Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts giebt das „Allgemeine Handwörterbuch der philos. Wissenschaften rc." von W. T. Krug (1832) folgende Definition des Wortes Bd. I, S. 776:

„Entwickelung oder Entfaltung wird sowohl von Begriffen als von Dingen gebraucht. Ein Begriff wird entwickelt, wenn wir uns nach und nach seines Inhalts und Umfangs, sowie seines Zusammenhangs mit anderen Begriffen oder seines Verhältnisses zu ihnen, bewußt werden. Ein Ding aber entwickelt sich, wenn das, was in ihm bloß als Anlage oder Keim enthalten war, nach und nach in bestimmteren Zügen oder Formen hervortritt. So entwickelt sich der Mensch sowohl körperlich als geistig; und so auch jedes Ding in der Natur, vermöge eines ihm angeborenen Entwickelungstriebes, den man auch einen Bildungstrieb nennen kann, weil das Ding sich eben durch seine Entwickelung bildet. Das Gesetz der Entwickelung geht daher durch die gesammte Natur; ja es läßt sich annehmen, daß die Natur selbst sich nach und nach aus einem uns unbekannten Zustand entwickelt habe; und daß alle besonderen Entwickelungen der Dinge nur ein fortlaufender Entwickelungsprozeß der Natur überhaupt seien, von dem wir aber freilich wenig oder nichts verstehn."

3) cf. Rocholl, Philos. d. Gesch. rc., Göttingen 1878, S. 43—44.

4) cf. E. Haeckel, Die Naturansch. v. Darwin, Goethe und Lamarck.

5) Das Mittelglied ist Oken. S. dazu das Buch von Güttler,: L. O. und sein Verhältnißzur heutigen Entwickelunglungslehre, Leipzig 1884. — „Aber nur den allgemeinen Bauplan und den ersten Grundriß für den gewaltigen Bau er einheitlichen Entwickelungslehre vermochte damals die Naturphilosophie zu entwerfen. Die Bausteine zu seiner Ausführung sammelte erst der emsige Ameisenfleiß des folgenden halben Jahrhunderts." Haeckel, Die heutige Entwickelungslehre und ihr Verhältniß zur Gesammtwissenschaft, S. 4.

des Universum umfaßt[1]). Das Prinzip der „Entwickelung“ zieht sich durch alle Zweige der Weltbetrachtung einheitlich hindurch, und die einzelnen damit verbundenen Wissenschaften haben nach und nach in ihrer Sonderarbeit das Bild vervollständigen helfen: die Naturwissenschaften in der Astronomie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie u. s. w. und die Geisteswissenschaften in den einzelnen Disziplinen der Geschichtswissenschaften.

Die kosmologische Grundlage für die Ansicht einer allgemeinen Entwickelung gab Descartes in der Lehre von der Einheit aller Materie im Weltenraume, gestützt auf die Infinitätslehre Nic. des Cusaners im Sinne der Naturwissenschaft seiner Zeit. Schon die Wirbeltheorie des Descartes, so seltsam uns heute auch manche Einzelheiten darin anmuthen mögen, weist auf die weitere Ausprägung der kosmogonischen Entwickelung hin, die Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ darstellt und die durch Laplace eine fachwissenschaftliche Korrektur erhielt. Noch J. Newton hatte für einzelne Geschehnisse im Weltall das Wirken außernatürlicher Mächte angenommen, Buffon[2]) aber auf die Entstehung der Weltkörper aus rein mechanischen Kräften hingewiesen. Mag auch die Theorie Kant's dadurch, daß sie im Einzelnen gegenüber der heutigen Naturkenntniß — theilweise auch schon der damaligen — nicht Stand zu halten vermag, hie und da veraltet erscheinen, die Einführung einer wissenschaftlich begründeten und ins Einzelne ausgeführten Lehre von einer kosmischen Entwickelung, von der allmählichen Entstehung und Veränderung der Himmelskörper nach Naturgesetzen, also der kosmologische Grundgedanke des modernen Entwickelungsprinzips, ist sein unbestrittenes Verdienst. Wie auch die Weiterbildung dieser Hypothese im Laufe der Zeiten durch vermehrte Naturkenntniß und Hereinziehung neuentdeckter Naturgesetze (z. B. der mechanischen Wärmetheorie) eine Modifikation der Kant'schen Ausführungen mit sich brachte, die Wirkung und Bedeutung der Kant'schen Theorie ist noch heute um nichts vermindert[3]).

War es gelungen, in allmählich weiter schreitender Geistesarbeit die Anschauung von der Stabilität der Himmelskörper, die durch das Mittelalter hindurch herrschte, die Ueberzeugung von der Beständigkeit und Unveränderlichkeit des Firmaments zu beseitigen, so fiel es nicht schwer, auch an dem Erdball im Besonderen eine Entwickelungsgeschichte zu erkennen. Auch er war ja nicht unmittelbar

---

1) Welche Kluft hatte noch Descartes zwischen Mensch und Thier gelassen!

2) Inwiefern schon Buffon als Vorläufer Kant's hierbei anzusehen ist, erhellt aus der Untersuchung Liebmanns: cf. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit, II. Aufl., S. 369 u. f. und Philosoph. Monatshefte, IX. Band, Heft 5, S. 246—251. — Vergleiche ferner C. F. Zöllner, Photom. Untersuch. mit besond. Rücksicht a. d. phys. Beschaffenheit der Himmelskörper, Leipzig 1865, S. 217.

3) Vergl. dazu Eberhard, Die Cosmogonie von Kant, Wien 1893. Der Verfasser unterwirft einzelne Ausführungen Kants einer fachwissenschaftlichen Kritik und erweist deren Unhaltbarkeit. Zugleich protestirt er mit guten Gründen gegen ein Vermischung der Kant'schen Theorie mit der von Laplace aufgestellten und hält die heute besonders durch Zöllner (siehe dessen „Photometrische Untersuchungen“ S. 214—231) allgemein gewordene Bezeichnung „Kant-Laplace'sche Theorie“ für unstatthaft. „Man begnüge sich am Besten mit der Laplace'schen Theorie, die im Ganzen befriedigend ist.“ — Trotz der Anfechtungen, die auf Grund gewisser, dem Stande der damaligen Instrumentaltechnik entsprechender Beobachtungsresultate in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts gegen die Nebularhypothese erhoben wurden (cf. A. v. Humboldt, Kosmos, 1. Aufl., III, S. 318—322), haben die Ergebnisse der neueren, an ungleich besseren Instrumenten erprobten Forschungen, insbesondere die der Spektralanalyse, sie wieder zu neuem Ansehen gebracht. (Des Näheren zu verweisen auf Zöllner, a. g. O. S. 233—239, Newcomb, Pop. Astr., deutsche Ausg., Leipzig 1881, S. 593 u. ff. und Littrow, Wunder des Himmels, 7. Aufl., Berlin 1886, S. 976 u. ff.

aus der Hand des Schöpfers in seiner gegenwärtigen Formation hervorgegangen, der schöpferische Akt war, wenn überhaupt noch davon gesprochen werden sollte, in unendliche Fernen gerückt, von seinem Geschehen an aber hatte sich „Himmel und Erde“ erst durch unmeßbare Zeiträume hindurch gestaltet; sollte nun dieser Planet, von dessen allmählichem Erwachsen und Entstehen man überzeugt war, mit einem Male in einen Zustand der Beharrung verfallen sein, sollte im Einzelnen nicht das weiter geführt werden, was sich im Ganzen, im gesammten Sonnensystem offenbart hatte? Es war nur eine einfache Konsequenz, daß man die Anschauung von der Welt im Großen auch auf die Welt im Kleinen übertrug und an den Theilen das zu spezialisiren begann, was man in großen und erhabenen Zügen am Kosmos überhaupt erkannt hatte. Und das hat schon Kant selber gethan. Die Idee von einer Entwickelung der irdischen Verhältnisse ist an mannigfachen Stellen seiner Werke klar und deutlich ausgesprochen worden. Er ist es, der das Wort Naturgeschichte[1]) im wirklichen Sinne einer „Geschichte der Natur“ aufgefaßt wissen will, er bereits setzt den Begriff einer „Naturgeschichte“ neben den bis dahin darunter verstandenen der Naturbeschreibung und führt theoretisch das Prinzip einer allgemeinen Entwickelung durch Geologie, Botanik und Zoologie bis zur Anthropologie weiter.

Der Grundgedanke Darwins der „Entstehung der Arten“, der Variabilität und Entwickelung der Organismen aus gemeinsamen niederen Urformen zu höheren Gattungen nach natürlichen Gesetzen, findet sich bei Kant schon deutlich ausgesprochen[2]), wenngleich Kant ihm nur eine beiläufige Bedeutung gab, ihn nicht zur Grundtendenz seiner Weltanschauung erhob.

Das Prinzip war ausgesprochen; die einzelnen empirischen Wissenschaften brauchten das dargereichte Gefäß nur zu füllen; und es war nunmehr lediglich eine Frage der Zeit, durch die einzelnen Wissenschaften diese Arbeit verrichtet, die Lehre von der Entwickelung weiter durchgeführt zu sehen.

Am ehesten war dazu wohl die Geologie in der Lage; ihr bot sich im unmittelbaren Anblicke ihres Arbeitsmaterials ganz von selbst die Erkenntniß von Zustandsveränderungen des Erdkörpers; die dynamische mußte unmittelbar zur historischen Geologie hinüberleiten, die Funde der paläontologischen Flora und Fauna den Gedanken an wechselnde und unter sich verschiedene tellurische Epochen erwecken. Allein die Annahme der Katastrophentheorie Cuviers[3]), daß die Aufeinanderfolge geologischer Perioden

---

Ueberträgt man die Kant'sche Hypothese weiter auf das gesammte Weltall, so ist jedoch, bei der Annahme einer allgemeinen Entwickelung der Fixstern-Systeme aus höchsttemperirter Nebel-Materie, nicht zu übersehen, daß, wie neuere Beobachtungen an Doppelsternen ergeben haben, die Entstehungsvorgänge im System unserer Sonne nicht ohne weiteres als auf andere Fixstern-Systeme passend angenommen werden dürfen. „..aus der so begründeten neuen Entwickelungstheorie der Gestirne wird sich ergeben, daß unser so merkwürdiges Planetensystem nicht typisch ist für die Vorgänge am Himmel, wie sie in den Doppelsternen und Doppelnebeln vertreten sind, die als normale Form angesehen werden können.“ Th. J. J. See, Die Entwickelung der Doppelstern-Systeme, Berlin 1893. S. 2. Siehe auch S. 48 u. 59 u. ff., worin ausgeführt wird, daß unser Sonnensystem in seiner Bildung eine Ausnahme von der Regel mache.

1) Siehe Haeckel, Die heutige Entwickelungslehre i. Verh. z. Ges.-W., S. 10.

2) Vergl. den Aufsatz: „Platonismus und Darwinismus“ von O. Liebmann im 10. Heft der Philos. Monatshefte 1874, Bd. IX, S. 441 u. ff., besonders S. 459 u. 460, erweitert in die „Analysis der Wirklichkeit“ aufgenommen. — Ferner: „Kant und Darwin, ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre“ von Fritz Schultze, Jena 1875.

3) Des Näheren zu verweisen auf die klare und übersichtliche Darstellung der geologischen Theorien, die Haeckel im dritten Vortrage seiner Natürl. Schöpfungsgeschichte giebt. Sechste Aufl., Berlin 1875. (S. 49 u. ff.). — Historisch interessant ist eine Uebersicht, die J. E. J. Walch in seinem kompendiösen, mit trefflichen Tafeln ausgestatteten Werke „Die Naturgeschichte

durch plötzliche, ungeheure Umwandlung der Erdmasse stattfände, daß die Perioden, unter sich völlig verschieden, sich ruckweise ablösten, daß jedoch während des Bestandes der einzelnen Periode eine gewisse Stabilität vorwalte, hinderte zunächst die Anerkennung von einer ununterbrochenen stetigen Umwandlung, also Entwickelung.

Erst Lyell gelang es, der bereits von Lamarck Cuvier gegenübergestellten Entwickelungslehre mehr Geltung zu verschaffen, bis zuletzt, noch während der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten hin und her ging, durch den Darwinismus das Entwickelungsprinzip zum vollständigen Siege kam; die beiden genannten Theorien gingen in der Lehre Darwins auf. Die neuere Geologie steht ausschließlich auf entwickelungstheoretischer Grundlage [1]).

Es ist und bleibt Darwins großes und epochemachendes Verdienst [2]), eine einheitliche Auffassung und einheitliche Methode für das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften gegeben zu haben; seine Lehre von der Transmutation und Descendenz der Arten lieh der empirischen Wissenschaft ein Band, welches die bisher einzelnen und vereinzelten Thatsachen aneinanderreihte, sie zu Theilen einer umfassenden kosmischen Gesammtanschauung vereinigte und die einzelnen Naturerscheinungen aus der Sphäre einer bloßen Naturbeschreibung heraushob. Und daher denn wohl auch der leidenschaftliche Enthusiasmus, den er erweckte, denn er kam einem Bedürfnisse entgegen, das von einer Reihe von Forschern längst heiß empfunden war, seitdem die alte Naturphilosophie ihren Kredit eingebüßt hatte. Was jene von oben her konstruirt, das versuchte er von unten auf auszubauen. Er begründet die Lehre von der Entstehung der Arten zuerst [3]) auf Beobachtungen und Experimente, er wies an der Hand einer staunenswerthen Fülle von empirischem Material nach, daß Flora, Fauna und Homo sapiens nicht vom Anbeginn der „Schöpfung" an in gleichen Daseinsformen, wie sie die Gegenwart zeigt, verharrt haben, sondern daß die gesammte organische wie anorganische Natur einer immanenten Veränderung unterworfen sei, die durch äußere wie innere Bedingungen eine aus gewissen Urformen heraus immer höher sich

---

der Versteinerungen ꝛc." (1773) über die einzelnen Hypothesen giebt, die aufgestellt wurden, um den Prozeß der Versteinerung zu erklären sowie eine „Geschichte der Versteinerungskunde". — Es ist lehrreich, zu beobachten, wie Walch, der immer bemüht ist, alles Fabelhafte, wie Sündfluth, Riesen, sowie Theorien von „vis plastica", „lusus naturae", „aura seminalis" u. dergl. abzuweisen, schließlich anerkennt, daß die Petrefakten aus animalischen und vegetabilischen Stoffen bestehen. Aber die Frage, ob in den Formen, zu denen sich keine lebenden Analoga aufweisen lassen, etwa ausgestorbene Arten von sich Kunde geben, umgeht er durch die vorsichtige Erklärung, daß die „Originale" dazu noch gefunden werden können. „So lange es noch eine Menge von Gegenden in der See giebt, die in Ansehung der daselbst und auf ihrem Boden befindlichen Produkte und Creaturen, noch gar nicht untersucht worden, so lange es selbst noch Länder giebt, deren Pflanzen und Thiere wir noch nicht kennen, so lange läßt sich auch nicht behaupten, daß ehedem vorhandene Geschlechter von Thieren ausgegangen sind" (Bd. I, S. 44). Und: „Ueberhaupt ist die Anzahl der noch unentdeckten Geschlechtsgattungen größer, als der bereits entdeckten" (S. 155).

1) cf. Credner, Elemente der Geologie, 5. Aufl., Leipzig 1883, S. 367 u. ff. — „Die Geologie bestätigt im allgemeinen die Theorie von dem natürlichen Vervollkommnungsprozesse und der fortschreitenden Entwickelung der Erdbewohner und zeigt, daß im Großen und Ganzen ein stetiger Fortschritt des gesammten Organismus von einfachen und niederen zu komplizirteren und höheren Stufen des Lebens stattgefunden hat", ꝛc. (S. 371 a. g. O.).

2) Helmholtz (Popul.-wissensch. Vorträge, 2. Aufl., Braunschweig 1876, II, S. 204) sagt: „Darwin hat alle diese vereinzelten Gebiete aus dem Zustande einer Anhäufung räthselhafter Wunderlichkeiten in den Zusammenhang einer großen Entwickelung erhoben, und an die Stelle einer Art von künstlerischer Anschauung bestimmte Begriffe gesetzt."

3) Darwin selbst giebt in der Einleitung zu seinem Werke „Die Entstehung der Arten" in Form einer „historischen Skizze" mit gewissenhafter Treue etwaige Vorläufer seiner Lehre an. Daß Kant darunter nicht mit genannt ist, soll ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden.

entwickelnde Welt gestaltet. Wie hatte doch früher der Naturfreund die Pflanzen- und Thierwelt betrachtet und mit einer gewissen Schwärmerei gerade die absolute Mannigfaltigkeit gepriesen, aus ihrem Reichthume einen fröhlichen Ueberfluß, eine splendide Verschwendung der Mutter Natur gefolgert und mit einem Lobliede auf den gütigen und freundlichen Schöpfer geschlossen, dessen Allmacht man daran zu erkennen glaubte, daß er sein Gewand gewirkt habe aus einer spielenden Ueberfülle von Farben und Formen, um seine Menschenkinder zur freudigen Bewunderung zu stimmen. An Stelle der poetischen Naturschwärmerei ist jetzt eine Betrachtung voll kalten Ernstes gekommen: die Mannigfaltigkeit der organischen Welt erscheint uns heutzutage nicht mehr als ein fröhliches, göttliches Spiel der Willkür und des Ueberflusses; die sinnende Naturbetrachtung hat eine andere Richtung erhalten: man sucht nicht mehr die bloße Mannigfaltigkeit aufzufinden und sich ihrer zu erfreuen, sondern von der Mannigfaltigkeit aus wird die ursprüngliche Einheit erstrebt; nicht die bloße Varietät ist's mehr, die ergötzt, sondern die Variabilität bestimmt uns, im reizvollen Einzelnen die Gesammtform zu erkennen. Und der Ernst der neuen Lehre soll uns zwingen, hinter dem anmuthigen Spiele der Farben und Formen ein Leben der Noth zu sehen; die Natur soll nicht mehr als die Idylle[1]) stillen Friedens gelten, wie man ehedem meinte; sie erscheint jetzt als der Schauplatz eines steten Kampfes, einer Noth um die Existenz, die den „Willen zum Leben" — um mit Schopenhauer zu reden — zwingt, sich neuen Bedingungen anzupassen, sich vor Feinden zu schützen, neue Organe zu bilden oder die Leistungen der bereits vorhandenen zu erhöhen, um nicht aus der Welt schwinden zu müssen. Aber durch diese Lehre, die in ihren Konsequenzen düster genug sein könnte[2]) und die — wie ja Schopenhauer zeigt — dem Pessimismus die Mühlen treiben könnte wie sonst keine, geht — wenigstens theoretisch — ein durchaus optimistischer Zug: durch den „Kampf ums Dasein" geschieht eine natürliche Auswahl, das Mangelhafte unterliegt und geht unter, nur das qualitativ Höhere bleibt bestehen; durch natürliche Züchtung und natürliche Selektion findet in der organischen Welt eine Vervollkommnung der Lebewesen, eine fortschrittliche Entwickelung statt.

Es hätte den Grundprinzipien der natürlichen Lehre selbst widersprochen, wenn sie die retrospektiv gefundene Entwickelung nicht hätte in Permanenz erklären, ihre Theorien von der Vergangenheit nicht auch auf die Gegenwart übertragen[3]) und nicht auch die Zukunft hätte beleuchten wollen. Somit war die naturwissenschaftliche Behandlung des Problems, wenn auch auf eigenem Wege, zu derselben Tendenz gelangt, die, ihr weit voraus, bereits die spekulative Philosophie gezeitigt hatte: zur Lehre von der geschichtlichen Entwickelung in dem Sinne einer steten Weiterbildung, eines „genetischen Fortschritts der Menschheit".

Und diese Tendenz, die ehedem aus der Hegel'schen Philosophie dem Zeitbewußtsein eingeprägt, ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, ja um die Mitte dieses Jahrhunderts die Köpfe dominirte

---

1) Zu verweisen auf Haeckel, Natürl. Schöpfungsgesch., 6. Aufl., S. 18.

2) „Wohl erfolgt ein unablässiger Fortschritt der Leistungen, aber die Individuen sind ein bloßes Mittel in der Hand eines dunklen Naturprozesses, sie werden rastlos weiter getrieben, ohne selbst dabei innerlich etwas zu gewinnen; nirgends selbständige Werte, nirgends ein an sich Gutes. Bei aller Rastlosigkeit der Bewegung und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Bildungen fehlt dem Ganzen irgend welcher Sinn, und es bleibt daher im Grunde eine ungeheure Leere. Vertieft sich das Ganze überhaupt zu einem philosophischen Weltbilde, so kann das Ergebniß konsequenter Weise kein anderes sein als das Schopenhauers." Eucken, Lebensansch. d. gr. Denker, S. 477.

3) Siehe dazu das Werk Ammons „Die natürliche Auslese beim Menschen", Jena 1893.

und sie auf die Barrikaden trieb[1]), dieser feste Glaube an einen „Fortschritt" in der Geschichte war, als der Sturm der Zeit die Hegel'schen Konstruktionen umgeweht hatte, unversehrt aus den Ruinen hervorgegangen, hatte dem Kehrbesen Schopenhauers Stand gehalten, war von der Naturwissenschaft neu aufgenommen und verwerthet worden.

Bei näherer Betrachtung aber gewahren wir, daß beide Elemente, die scheinbar miteinander verschmolzen sind, doch im Zeitbewußtsein noch getrennt vorhanden sind: die in der Naturwissenschaft gewonnenen Hypothesen sind, im Großen und Ganzen genommen, auf ihr Arbeitsgebiet beschränkt geblieben, während in den Geisteswissenschaften mehr oder minder noch die Gedanken der alten Spekulation nachwirken.

Wo man jetzt allgemein auf geistigem Gebiete von „Entwickelung" spricht, da wirken zumeist noch die Ideen Herders, Hegels u. a. leise nach, man beobachtet den geschichtlichen Wechsel der Menschheit in Meinungen, Anschauungen und Geschmack, in politischen Formen und sozialem Leben, wie künstlerischen und technischen Erzeugnissen, man konstatirt eine Erweiterung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten; die Errungenschaften einer freieren Bewegung im bürgerlichen Leben und die Fülle von Erfindungen und Entdeckungen, die unser Jahrhundert gebracht hat, veranlaßt zu Vergleichen mit früheren Zeitaltern, die deren entbehrten; die Veränderungen und Erweiterungen ließen auf „Kulturfortschritt" und damit auf einen „Fortschritt" überhaupt schließen, der wie ein ewiges Gesetz allem geschichtlichen Leben immanent sein soll.

Wenn aber auch die Hypothesen der Naturwissenschaften, obwohl man von hier aus mit dem neugewonnenen Lichte Scheinwerf-Versuche auf andere Gebiete gern unternehmen möchte, nicht direkt und allgemein auf die Geisteswissenschaften übertragen wurden, so drängte sich doch auf diesem Gebiete ein Bestreben hervor, wenigstens parallel mit den Naturwissenschaften zu gehen: mit angeblich gleicher, d. h. „naturwissenschaftlicher" Methode das gesammte geschichtliche Leben zu durchforschen, statt die einzelnen Erscheinungen wesentlich auf sich einwirken zu lassen, sie unter möglichst hohen Graden künstlicher Kälte auf „Gesetze" hin zu untersuchen, die Geschichte in allen ihren Sonderzweigen, wie z. B. Sociologie, Literatur, Sprache, mehr oder weniger in Naturwissenschaft aufzulösen. Statt der Konstruktion der Vergangenheit von oben her — durch reine Spekulation — erschien eine Konstruktion von unten her: Comte, Quetelet, Buckle versuchten sich systematisch am Großen und Ganzen, während die einzelne Fachwissenschaften sich zum Werkstubengebrauch eigene Maximen, mit dem Prägstempel „Gesetz" versehen, zurecht schnitzten.

Ein Prinzip vornehmlich ist aus dem Reiche der Naturwissenschaften auch ins Leben hineingetragen und hier Scheidemünze geworden: das vom „Kampf ums Dasein". — Für die Geschichtsbetrachtung war es, im Grunde genommen, nichts Neues: der Kampf „Aller gegen Alle" ist bereits von Hobbes ausgesprochen worden, aber zum metaphysischen Weltprinzip, zur völker- und menschenverhetzenden Metaphysik erhoben zu werden, dies war ein Fortschritt, der erst in diesem Jahrhundert, dem der Humanität,

---

1) Ich erlaube mir, hier auf die Darstellung des Dresdener Mai-Aufstandes zu verweisen, die ich im I. Bande meines Buches „R. Wagners geistige Entwickelung", Leipzig 1892, Kapitel III, gegeben habe und wo ich, an der Hand der demokratischen Presse jener Zeit, nachzuweisen versucht habe, daß in jenem Aufstande revolutionäre Ideologien zum Ausdrucke kamen, die ihre Prägung und Fassung in der Jung-Hegel'schen Gedankenschmiede bekommen hatten.

stattgefunden hat. Hier ist er zur Phrase ausgeartet; er herrscht in jeder Nummer eines Tageblattes und wirkt wie ein Fluch lähmend auf das sittliche und soziale Leben der Völker ein[1].

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Lehre von einer gesammten fortschrittlichen Entwickelung, in der Form, wie sie heutzutage das Zeitbewußtsein beherrscht, zu mancherlei Bedenken Anlaß giebt, ja sie fordert eine kritische Erwägung geradezu heraus. Aber es ist wiederum nicht zu vergessen, daß diese „Religion der Zeit“ so reich an neuen und wesentlichen Gedanken ist, daß ihre prinzipielle Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf und daß sich in ihr bedeutungsreiche und werthvolle Ideen und Tendenzen für eine heilsame und zeugungskräftige Weltanschauung bieten können. Versuchen wir nun, einige bestimmende Gesichtspunkte zu gewinnen.

---

1) Vergl. Dühring, Kursus d. Philosoph., Leipzig 1875, S. 117 u. ff. — Dazu Gizycki, „Darwinismus und Ethik“, D. Rundschau, 1885. Heft 8. — Es kommt an dieser Stelle vorläufig nur darauf an, die Verwendung und Wirkung dieser Lehre im Zeitbewußtsein zu erörtern, und da hat m. E. Dühring völlig recht, wenn er von „Brutalität“ spricht und sie „ein theoretisches Beschönigungsmittel des frechsten Egoismus“ nennt. Namentlich in volkswirthschaftlicher Hinsicht finden wir heutzutage genügend die wahrhaft verderbliche Wirksamkeit dieser, zum Schlagworte gewordenen, Lehre bestätigt. — Wenn nun G. v. Gizycki dagegen geltend macht, daß wir hier vor einem Naturgesetze und nicht vor einem Sittengesetze stehen, wenn er dieses Naturgesetz im Sinne des Satzes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ interpretirt und vom höhern Standpunkte aus den ethischen Werth dieses Satzes darlegt, so ist einer solchen Auslegung selbstverständlich beizupflichten, aber die Gizycki'sche Auseinandersetzung beweist vor allen Dingen die Nothwendigkeit philosophischer Kritik und Verarbeitung solcher Ideen gegenüber einen kritiklosen Zeitbewußtsein.

Erster Theil.

I.

§ 1. Zunächst tritt uns die Lehre von der Entwickelung in ihrer modernen Gestaltung als ein metaphysisches Prinzip entgegen, das beansprucht, einzig und allein das Weltprinzip κατ᾽ ἐξοχὴν zu sein. Prüfen wir, mit welchem Rechte! Die Welt, nach wie vor ein Räthsel, ohne ein Woher und Wohin, läßt von ihrem innersten Wesen uns nichts weiter offenbar werden, als einen gewissen Wechsel der Formen, eine stete Veränderung, einen konstanten Fluß der Dinge, eine perennirende Negation des Erzeugten in infinitum, vom siderischen Nebelballen bis zum Pithekanthropos, vom Pliocänahnen, von dem wir herzlich wenig wissen, bis in die graue Zukunft hinein, von der wir noch gar nichts wissen.

Nehmen wir nun die Richtigkeit des Wandels, dieser ewigen Ablösung von Entstehen und Vergehen an, so finden wir, wie die Naturwissenschaften es thatsächlich erweisen, neben dem Hauptgesetz zugleich eine stillschweigende Annahme von Nebengesetzen, die genau das gegentheilige Prinzip vertreten, nämlich das der Stabilität. Gerade diejenigen Gesetze, welche bei der Beweisführung für das Entwickelungsgesetz zur Erklärung der einzelnen Thatsachen verwandt werden, mit deren Hilfe die Entwickelung sich vollzogen haben soll, werden als unbedingt stabil vorausgesetzt: die physikalischen und chemischen Primär-Gesetze. Wir konstruiren nach den unveränderlichen Regeln und Gesetzen der Mechanik die Kosmogonie, aus denen der Chemie und Hydrostatik erklären wir die Erosion in den geologischen Schichten; und wo „Anpassung" und „Auslese" als Naturgesetze gelten, wird man auch diese selber theoretisch als stabil anerkennen müssen. Und nun entsteht die Frage: Was wäre das Primäre, was das Sekundäre?

Aber so wie wir von den uns bekannten Naturgesetzen die absolute Stabilität nicht verlangten, wenn wir bestimmte Gesetze nur für bestimmte Zustände der Materie, für bestimmte Perioden stipulirten, wenn wir eine Modifikation der sogenannten Primärgesetze einräumten[1]), was würde dann als letzter Rest uns übrig bleiben?

---

1) In der bereits oben angeführten Untersuchung von See ist die Möglichkeit ausgesprochen, daß bei der Bildung der planetarischen Körper aus dem Urnebel andere physikalische Gesetze obgewaltet haben, als wie sie uns der jetzige, unsere Erfahrung noch zugängliche Zustand der Erde lehrt.

Zunächst würde uns die Erklärung der einzelnen Vorgänge der Entwickelung, die zum guten Theil deren Glaubwürdigkeit ausmachen sollen, illusorisch werden und somit der Beweis aus der Hand fallen. Aber wäre das auch zu verschmerzen, denn die Hypothese vermag auch solche Lücken zu überspringen, so kämen wir jedoch dann zu dem Endergebniß, daß das Letzte, auf das wir die Welt zurückführen wollen, das Urprinzip alles Weltgeschehens, im Gegensatze zu dem direkt widerstrebenden Begriffe der Stabilität, eine Negation involvirt, ein — wenn der Ausdruck gestattet ist — negatives Prinzip ist! Wenn man auch dem Begriffe ein gewisses positives Element beimißt, indem man eine, durch stete Veränderung bewirkte Neu-Position erkennen will und somit dem Prinzip einen produktiven Charakter zuerkennt, so kann doch ohne eine, außerhalb des Begriffes liegende, erste Position, zu der erst die Veränderung hinzutreten muß, um eine „Entwickelung“ stattfinden zu lassen, eine Entwickelung nicht gedacht werden, und diese Konsequenz zwingt uns, dem Prinzipe der Entwickelung voraus noch ein eigentliches Urprinzip zu statuiren, welchem unstreitig der Vorrang des Primären gebührt.

Daher läge es nahe, in der „Entwickelung“ nicht das Wesen der Welt zu erblicken, sondern in ihr nur ein Attribut anzuerkennen, das seinen Rang mit noch einer unbegrenzten Anzahl anderer theilen kann. Jedenfalls wäre aber eine Zweiheit übrig; wir stießen auf einen doppelten Grund: auf einerseits ein stabiles, andererseits ein mobiles Urprinzip! Und die nächste, wichtigste Frage wäre die: In welchem Verhältniß stehen beide zu einander? — Wäre es möglich, beide Gebiete scharf zu sondern, hier fest und bestimmt das Bleibende nachzuweisen, dort die Entwickelung? Wie wäre eine Vereinigung solcher gegensätzlich gegenüberstehender Prinzipien in den Dingen denkbar und möglich? Wäre sie überhaupt erkennbar? Würde nicht der Versuch, die Welt mitsammt ihren Erscheinungen zweien solchen abstrakten Begriffen unterzuordnen, in einer Scholastik enden, in einem Wirrsal von Begriffs- und Wortklaubereien?

Etwas Neues wäre gewiß nicht gewonnen, man wäre nur zu etwas Altem zurückgekehrt, ganz abgesehen davon, daß, im Anblicke dieser beiden Grundprinzipien, die Weltanschauung dann demjenigen der Stabilität den Vorrang einräumen möchte. Die Thore der Gebäude des Theismus [1]) wie des Materialismus stehen nach wie vor offen, die Lehre von der Entwickelung hätte nicht das Recht, sie voreilig zu schließen, sie gäbe nur neue Betrachtungen und vielleicht nicht unwesentliche Ergänzungen zu den Formen alter Weltanschauungen; und sie fordert geradezu ihre Vereinigung mit einer der alten [2]), wenn nicht mit einer neuen, die erst noch zu gewinnen wäre. Wir sahen, daß das Prinzip schon an und für sich zu einer Menge von Bedenken Anlaß giebt, und dadurch, daß es als Lehre der Metaphysik sowohl wie der Systematologie, statt zu befriedigen, nur einen Strauß neuer und zwar heikelster Probleme darbietet, zu sehr verschiedenen Auffassungen führen kann, mithin selbst einer unmittelbar überzeugenden Kraft entbehrt. Es kann keinen Anspruch darauf erheben, als Axiom zu gelten; es stellt sich als Maxime dar.

§ 2. Jedoch, man wird einwenden, das Hinüberweisen dieses Prinzips ins transcendente Gebiet sei verfehlt. Um es zu bekritteln, um es zweifelhaft erscheinen zu lassen, werde es erst künstlich in jene

---

1) Wie bereits bei Augustinus!

2) Vergl. dazu „Platonismus und Darwinismus“, von O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit, II. Aufl., S. 313 ꝛc..

dubiose und unsichere Region hinüber gespielt, die immer unsicher und dubios bleiben wird, weil sie jenseits der Erfahrung liegt. Man glaubt auf transcendente Spekulation als fruchtlos verzichten zu können, man stützt sich lediglich auf die „Erfahrung". Die Erfahrung soll nun, als überhaupt einziges und sicherstes Mittel aller wahren Erkenntniß, die Richtigkeit jener Lehre mit unerschütterlicher, sicherer Evidenz darthun. Und nicht nur hundert und tausend Mal sei das Prinzip durch die Erfahrung bestätigt, es offenbare sich sozusagen als das Resultat aller Resultate, die Quintessenz aller Erfahrung; der ganze Apparat moderner Erfahrungswissenschaften funktionirt ad majorem gloriam der Entwickelung.

Allein auch dabei giebt es zu prüfen und zu erwägen.

Zuerst muß daran erinnert werden, daß das Prinzip ursprünglich von der Spekulation geboren und ins Leben eingeführt wurde, nicht aus der Erfahrung als Resultat hervorging. Es trat als These auf, nicht als Ergebniß, es kam fertig an die Erfahrungswissenschaften heran, mit dem Verlangen, von ihnen weitergeführt und bestätigt zu werden. Es beherrschte die Geistesrichtung eines regsam forschenden Zeitalters gleichsam a priori. Kann es nun nicht der Erfahrung erst die Form gegeben haben, in der diese ihre gefundenen Erze schmolz und prägte, den Faden, an den die einzelnen Thatsachen der Beobachtung gereiht wurden?

Wird nicht auch die Empirie von Wünschen, Gedankenrichtungen, Maximen beeinflußt? Sind ihre Resultate so ganz und gar farblos, wunschlos, daß man nicht behaupten könnte, das Bild, zu dem sie die Details liefert, trüge jenen imponderabilen Grundcharakter, den der Maler „Ton", „Stimmung" nennt? — Ist die Empirie im höchsten Sinne wunschlos, stimmungslos? Oder steht auch sie unter dem Banne jener eigenthümlichen Petitio principii, die ein charakteristisches Merkmal aller Weltanschauung ist? — Die Antwort darauf rein theoretisch geben zu wollen, hieße nichts anderes, als die letzten Probleme wissenschaftlicher Methodenlehre und Erkenntnißtheorie erörtern. Jedoch die eine Bemerkung drängt sich unmittelbar auf: Stets, wenn eine neue Stimmung oder Richtung der Weltanschauung sich vorbereitete und eine herrschende befehdet werden sollte, ward der Streit mit einer kritischen Anfechtung der Erkenntnißmöglichkeit und der Methoden begonnen, welche die alte Weltbetrachtung gestützt hatte. Immer hat die Skepsis an diesem Punkte Bresche geschossen, jeder neuen Etappe der Philosophie ging ein solcher Streit voran. Baco, Cartesius und im höchsten Sinne Kant sind Beispiele hierzu. — Und man darf wohl mit einiger Berechtigung behaupten: die Lehre von der Entwickelung beherrscht unser Zeitbewußtsein so ganz und gar, ihre Wahrheit gilt für so gewiß, weil unsere Zeit so wenig Neigung spürt, sich auf Diskurse über die Methode und der Ermöglichung absoluter Erkenntnisse durch diese einzulassen. Wie gesagt, man glaubt an die Entwickelungslehre, weil man sie durch die Empirie für erwiesen erachtet. Versuchen wir zu prüfen, wie weit sich diese Gewißheit erstreckt, wie sich die moderne Entwickelungslehre dabei gegenüber ihrem empirischen Stoffe verhalten kann. Und der umfaßt ein weites Gebiet: Natur und Geschichte.

II.

§ 3. Was die Entwickelungslehre in der Naturbetrachtung betrifft, so ist schon vorher bemerkt worden, daß die biologischen Disciplinen in der Gegenwart eine entwickelungstheoretische Gesammtauffassung vertreten, die zu der Annahme verleiten kann, als werde die Idee der Entwickelung hier, auf dem Gebiete der Empirie, zur ein für allemal bewiesenen Thatsache, und als habe das, was sich dabei als Wirkformen und Gesetze einzelner organischer Gebiete zeigte, für den gesammten Lebensprozeß überhaupt zu gelten.

Was das Letztere betrifft, so wird darüber im Verlaufe unserer Erörterungen an einer besonderen Stelle gesprochen werden müssen. Zunächst sei die Frage erörtert, ob die moderne Naturwissenschaft wirklich in der Lage ist, die Entwickelungsidee derartig auf unumstößliches Beweismaterial zu stützen, daß sie als nothwendiges Prinzip der Weltanschauung zu gelten habe.

Welchen ungeheuren Gewinn die Naturerkenntniß erzielt hat in der Zeit, wo die Entwickelungstheorie das wissenschaftliche Forschen bestimmte, vermag auch der Laie zu ahnen, und man darf hier nicht nur von zeitlicher Parallele reden, in dem Sinne, daß die in unserem Zeitalter erreichte Höhe der Naturerkenntniß — die eminente Vermehrung des botanischen, geologischen, physiologischen und anthropologischen Detailwissens — nur zufällig neben der entwickelungstheoretischen Gesammtauffassung sich ereignet habe, diese Erhöhung der naturwissenschaftlichen Leistungen steht gewiß auch in direktem ursächlichen Zusammenhange mit der Fruchtbarkeit der zur Zeit allgemein leitenden Theorie.

Allein wir haben hier nicht zu untersuchen, welchen Einfluß die Entwickelungstheorie auf die Ausbildung der modernen Naturwissenschaft als solche ausgeübt hat und wieviel des großen Erfolges, den letztere errungen hat, lediglich durch die methodische Anwendung dieser Lehre erzielt wurde; das ist ein Problem für sich, das entweder in die dabei interessirten Spezialwissenschaften oder in das Gebiet allgemeiner Methodologie gehört. Wir haben hier nur das Verhältniß der Naturwissenschaft zu ihrer leitenden Theorie im Sinne der oben gestellten Frage zu betrachten. Und auch hierbei ist noch eine Einschränkung nöthig.

Der Gesammtbegriff „Entwickelungslehre“ umfaßt zur Zeit eine reichliche Anzahl rein zoologischer und biologischer Spezialtheorien und Spezialprobleme, die für unsere Zwecke nur insofern in Betracht kommen, als sie mit der allgemeinen Tendenz der Lehre in Zusammenhang stehen. Es ist daher das Problem einer Abstammungstheorie, wie sie als „Entwickelungstheorie“ einer „Schöpfungstheorie“ gegenübertritt, oder das einer „Präformationstheorie“ gegenüber der Lehre von einer „Epigenesis“ hier nur insofern von Bedeutung, als es mit der Idee einer Progression in Verbindung steht.

Bei der Beantwortung nun der Frage, ob die Lehre von einer Entwickelung zu höheren Daseinsformen als unumstößliches Resultat von den für sie eintretenden Naturwissenschaften entgegengenommen werden müsse, fällt uns der Umstand auf, daß die von weiten Gebieten der Naturforschung nicht mehr bezweifelte Theorie nur insoweit für gewiß gilt, als ihr allgemeiner Gedanke in Betracht kommt, jedoch da, wo es sich darum handelt, die Entwickelung am Einzelnen nachzuweisen, in der Detailforschung ihren eigentlichen Gang als evidente Thatsache festzustellen, gewahrt der Laie mit Verwunderung eine sehr bedeutsame Meinungsverschiedenheit der Forscher, die sich nicht etwa nur um Dinge von untergeordneterem

Werthe bewegt, sondern um die wichtigsten theoretischen Stützen der Lehre überhaupt; wir sehen statt einer zwingenden, einheitlichen Beweisführung nur ein lebhaftes Wechselspiel der Hypothesenbildung, durch das der problemische Charakter der Lehre überhaupt sich nicht vermindert, sondern in Ansehung der oft direkt sich gegenüberstehenden Ansichten gleichwerthiger und hervorragender Forscher sich nur noch erhöhen muß.

Zur Bestätigung mag auf eine Abhandlung verwiesen werden, die, aus Fachkreisen stammend, zu dem Zwecke verfaßt wurde, die verschiedentlichen Ansichten der Forscher unter direktem Hinweis auf die Bedeutsamkeit dieser Meinungsverschiedenheit einem größeren Publikum bekannt zu geben[1]). Es heißt da: „Ich glaube, man würde kaum zu weit gehen, wenn man in mindestens 99 Prozent aller derjenigen, die sich berufsmäßig mit der Erforschung der Thier- und Pflanzenwelt zu befassen haben, Anhänger der Abstammungslehre erblicken wollte. Allein es würde ein großer Fehler sein, an Einigkeit unter den Vertretern der Biologie in Bezug auf die Hauptfragen, welche die Entwickelung der Thier- und Pflanzenwelt betreffen, zu glauben. Nur soweit die Frage der Abstammung der heutigen Lebewesen von anders gearteten Vorfahren in Betracht kommt, ist weitgehende Einigkeit vorhanden, dagegen herrschen über die Art und Weise, auf welche die Umbildung der Thiere und Pflanzen früherer Zeiten zu den gegenwärtigen Formen zu Stande gekommen ist, die tiefgreifendsten Meinungsverschiedenheiten, und es ist durchaus nicht überflüssig, daß diese einem größeren Leserkreis gebildeter, für die Entwickelungslehre sich interessirender Laien bekannt werden, damit nicht die falsche Meinung Platz greife, die Entwickelungslehre stelle ein ziemlich abgeschlossenes Gebiet dar, und die herrschenden Theorien seien wirklich dazu bestimmt, für alle Zeiten Einfluß auf menschliches Denken und Handeln auszuüben."

Versuchen wir nun, dies des Näheren an jenen „Hauptfragen" zu erweisen und die für unseren Zweck wichtigen Schlußfolgerungen daran zu knüpfen. Die entwickelungstheoretische Naturbetrachtung steht heutzutage unter dem Einflusse der Spezialtheorien Darwins, und selbst da, wo im Einzelnen die Stimme des Meisters nicht Anerkennung findet, ist jener Einfluß auf die ganze Betrachtungsweise nicht zu verkennen[2]).

Nun decken sich zwar natürliche Entwickelungstheorie schlechthin und Darwinismus nur in sofern, als der letztere eine eigenartige Gestaltung der ersteren ist, allein in Anbetracht des Umstandes, daß sich um die Darwin'sche Lehre die einzelnen Theorien — das Für und das Wider — wie um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppiren und daß gerade durch die Lehren dieses hervorragenden Mannes die natürliche Entwickelungstheorie eine so große Bedeutung für die Weltanschauung der Zeit gewann, darf es wohl verstattet sein, unsere Erörterungen an diejenigen zur Zeit mächtigsten und vorherrschenden Hilfsgedanken der Theorie zu fesseln, die durch den Einfluß Darwins in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gekommen sind.

---

1) Brennende Fragen der Entwickelungslehre von Wilhelm Haacke. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895. Beilage Nr. 296 u. 297.

2) „Es ist richtig, daß die meisten Biologen der Gegenwart noch Darwinisten sind. Fraglich ist es jedoch, ob das immer so bleiben wird, denn in den letzten Jahren hat sich eine immer stärker werdende Opposition gegen die Theorie Darwins erhoben, während diese Lehre allerdings andererseits gegenwärtig viel reiner ausgearbeitet und sorgfältiger von fremden Bestandtheilen gesäubert ist, als es zu Lebzeiten Darwins der Fall war." Haacke, a. g. O.

Es ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen, seit Darwins Hauptwerk in die Welt kam, und ein Blick auf die kurze Geschichte seiner Lehre läßt uns erkennen, daß wohl Darwin die anfänglich erbitterte Gegnerschaft im Bereiche der Fachgenossen mit der Sieghaftigkeit der Genialität überwunden hat, allein die vom Meister selbst geforderte selbständige Weiterbildung seiner Lehre ist theils in wünschenswerthem Maße noch nicht erfolgt, theils hat sie seinen Annahmen im Einzelnen sich widersetzt. So kurz verhältnißmäßig noch der Zeitraum ist, der seit dem Erscheinen der Werke Darwins verfloß, zweierlei Art von Wirkung läßt sich doch schon jetzt deutlich erkennen: eine dogmatische Herrschaft seiner speziellen Theorien einerseits und eine kritische Umwandlung andererseits [1]). Darf man auf Grund gewisser geschichtlicher Analogien nicht eine fernere Weiterbildung, Weiter-Ausreifung und Vermehrung erwarten, ja geradezu verlangen? Eine jede weitumfassende Theorie verleitet leicht dazu, das Thatsachenmaterial gewisser Erfahrungen und Beobachtungen mit ihrem Lichte einseitig zu beleuchten, die Dinge nach gewissen Grundsätzen so zu betrachten und zu ordnen, daß die subjektiv hineingetragene Beleuchtung zuletzt als eigenes Licht erscheint, und je stärker die Gewißheit einer Theorie ist, um so leichter ist verhältnißmäßig auch die Ueberzeugung von ihrer Herrschaft in den Dingen selbst. Aber alsdann dienen die in solche Beleuchtung gebrachten Dinge wiederum als um so stärkere Beweismomente und die Theorie gewinnt durch diesen eigenthümlichen Kreisgang nur um so mehr an Stärke und Ansehen. Je zahlreicher und mannigfaltiger die Gesichtspunkte und Theorien sind, um so mehr beschränkt sich auch ihr eigentliches Gebiet. Wenige und sich im Großen bewegende Theorien aber verleiten nur zu leicht dazu, rasch die ganze große und kleine Welt ihnen zu Liebe durchzustudiren und ihnen zu unterwerfen, sie wirken zuletzt geradezu dogmatisch und die Beweiskette rollt in frohgemuther Ueberzeugung glatt herunter, vom Alpha bis zum Omega.

Darwin hat numerisch nur wenige Gesetze statuirt, aber für diese Gesetze eine solche Wucht und Ueberfülle von Beweismaterial vorgebracht, daß seine Lehren für absolut überzeugend galten — daher die dogmatische Wirkung seiner Lehre — und daß die vorsichtige Frage nach weiteren noch zu findenden „Gesetzen" nicht immer für nöthig erachtet wird. — Freilich ist die Erfüllung dieser letzteren Forderung nicht leicht neben der Fülle der Argumente und der Beweiskraft eines Darwin. — Wo sich aber anderseits eine selbständige Behandlung der Theorien Darwins zeigt, da offenbart sich auch sofort jene bedeutsame Meinungsverschiedenheit gegenüber dem Meister.

Und dies ist der Fall bei den beiden wichtigsten Hilfstheorien der natürlichen Entwickelungslehre, der Vererbungs- und der „Kampf ums Dasein"-Theorie — die beide von großer Bedeutung für die Weltanschauung der Zeit geworden sind.

Ein Blick belehrt uns, daß die erstgenannte Theorie wohl im Allgemeinen Gültigkeit hat — und zwar schon lange, sie reicht weit hinein in die Vergangenheit, wenn man will, bis in das alte Judenthum — jedoch der unmittelbar überzeugende empirische Nachweis einer genau präzisirten Regelmäßigkeit und Nothwendigkeit fehlt. Es steht hier Hypothese gegen Hypothese. Darwin hatte der Vererbung erworbener Eigenschaften eine Hauptrolle im Lebensprozeß angewiesen. Nach seiner Annahme steht der Keim in einem steten Rapport mit den elterlichen Organen: Von jedem Theile des

1) „Der im letzten Jahrzehnt erfolgten Entwickelung einer Lehre, die man gewissermaßen als Darwin'sche Orthodoxie bezeichnen könnte, ist der Umstand zuzuschreiben, daß die Opposition gegen Darwins Lehre immer mehr an Boden gewinnt." Haacke a. z. O.

Körpers fließen dem werdenden Nachkommen ununterbrochen bildende Theilchen zu, dieser wächst sozusagen als eine stete materielle Projektion des Stammkörpers heran: jedes charakteristische Gebilde des letzteren projizirt sich im werdenden Geschlechte. Diese Erklärungsweise ist eben nur Hypothese, denn dem Forscherauge ist die Beobachtung solcher Vorgänge verschlossen und diese Hypothese Darwins wird zum Theil nicht mehr anerkannt. „Der Erklärungsversuch Darwins, seine Hypothese des Keimchentransportes, ist, wie anregend, fördernd und befruchtend er gewirkt hat, heute allgemein verlassen worden; eine andere maßgebende Begründung ist bisher an seine Stelle nicht getreten; im Brennpunkte unseres Interesses steht daher die Lehre Weismanns [1]."

Und Weismann sagt: „Ich glaube, daß ein anderer Weg in der That möglich ist, sobald wir annehmen, daß in wahrem Sinne erworbene Abänderungen bei dem Entwickelungsgang der organischen Welt überhaupt nicht vorkommen, daß vielmehr alle Abänderungen aus primären Keimes-Abänderungen hervorgehen." [2])!

Ob Weismanns Hypothese das Räthsel der Sphinx löst, darüber vermag der Laie kein Urtheil zu fällen, für unseren Zweck genügt aber die Wahrnehmung, daß erstens bereits in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so große Gegensätze in den Meinungen der Fachwissenschaft entstanden sind, und zweitens, daß die Wissenschaft selbst in dieser wichtigen Frage nur ein „Problem" sieht, das man wohl mit Hypothesen plausibel zu machen sucht [3]), das man jedoch aber erst noch zu lösen hofft. Ob sich diese Hoffnung erfüllen wird, ob ein „erschaffener Geist" sie erfüllen kann, darüber zu diskutiren ist hier nicht der Ort. — „Variabilität und Vererbung genügen nach v. Nägeli nicht, um den Gang in der Entwickelung der Organismenwelt zu erklären. — Die Umbildung der Arten wird durch ein inneres eigentümliches Vervollkommnungsprinzip geleitet. — Einen direkten Beweis für eine solche immanente Fähigkeit des Idioplasmas, für die „autonome Vervollkommnung oder Progression" desselben, für die „Entropie der organisirten Substanz" vermag auch v. Nägeli nicht zu erbringen" [4]).

Genug: das „Problem" besteht nur als solches, eine Lösung, die mit zwingender Exaktheit jede andere ausschließt, welche die Hypothese dadurch zum Naturgesetz erhöhen würde, ist nicht gefunden, wir stehen auf dem Felde bloßer Annahmen und Muthmaßungen.

Dabei betraf die Frage nur die Eventualität einer Vererbung; und das Problem wird noch schwieriger, wenn die Frage erhoben wird: Sind die einzelnen Vererbungen, Uebertragungen 2c. denn auch durchaus regelmäßig und nothwendig? Gesetzt, es können sich gewisse erworbene Eigenschaften vererben, muß diese Vererbung denn auch unter allen Umständen stattfinden? Und bei einer Antwort auf diese Frage, die für uns die meiste Wichtigkeit haben muß, versagt die Beobachtung vollständig. Die Ursachen, die eine gewisse Uebereinstimmung von Individuen und deren Nachkommen bewirken können — also das post hoc, dessen „propter" eben Gegenstand von „Erklärungsversuchen" ist — sind fast unbegränzt, eine Fülle von Möglichkeiten steht offen und diese wird sich nicht vermindern, wenn wir im Auge behalten, daß durch die Kopulation ein ganz neuer Faktor zugeführt wird.

1) Rohde, Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten. Jena 1895. S. 91.

2) Weismann, Das Problem der Vererbung, Prorektoratsrede, Freiburg, 1883. S. 28.

3) Des Näheren zu verweisen auf die Schriften Rhodes und Haakes, die eine gute und klare detaillirte Uebersicht über den Standpunkt der einzelnen Forscher, sowie den Stand der Frage selbst geben.

4) Rohde, S. 43.

Die Theorie lehrt, daß bei der Verbindung der Zeugenden von jeder Seite Determinanten geliefert werden können, von denen einige in Wirkung treten, andere nicht. Nirgends aber läßt sich durch die Beobachtung strenggültig nachweisen, welche dieser Determinanten bei der Kopulation in Wirkung treten müssen und welche nicht. Hier verlieren wir erst den Faden ganz und gar; der Gott „Zufall“ tritt ins Spiel und jeder andere kann neben ihm sein Recht behaupten [1]).

Von Wichtigkeit ist ferner, zu sehen, wie man sich zuletzt bemüht, die gange Vererbungstheorie durch die Arme einer Schwestertheorie zu stützen, sie auf die der „Naturzüchtung“ zurückzuführen: — — — „Sieht man für den Augenblick von diesen zweifelhaften, weiterer Untersuchung harrenden Fällen ab, so wird man doch sagen dürfen, daß die Annahme, es theilten sich die Veränderungen, welche auf äußere Veranlassung hin an dem fertigen Organismus auftreten, seinen Keimzellen im Sinne der Darwin'schen Pangenesis mit, zur Erklärung der Erscheinungen durchaus entbehrlich ist. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß nicht dennoch eine solche Uebertragung gelegentlich mitspielt, denn wenn auch der

---

1) Wie sehr naturwissenschaftliche Hypothesen — und speziell medizinische, deren Wechsel heutzutage mit fast unheimlicher Schnelligkeit vor sich geht — trotz aller, anscheinend exakter Beobachtung, von der Zufälligkeit, um nicht zu sagen Willkürlichkeit, der Methoden und ihrer Anwendungsweise abhängen, das nachzuweisen fiele nicht schwer.

Ich führe eine Stelle aus dem Buche „Die Diagnostik der Geisteskrankheiten“ von Robert Sommer (Wien u. Leipzig 1894) an, wo ein besonnener Forscher sich über „die Bedeutung der Hereditäẗ für die endogenen Geisteskrankheiten“ äußert und folgendes, für uns prinzipiell sehr Wichtige ausspricht:

„Es wird sehr häufig der Begriff der erblichen Belastung als ein prognostisches Moment aufgefaßt, derart, daß das Wort „hereditär“ den Nebenbegriff des „Unheilbaren“ bekommt. Diese Verwechslung ist durchaus zu verwerfen. Eine Menge von unzweifelhaft hereditär bedingten Geistesstörungen hat durchaus eine gute Prognose. Die Prognose ist immer nur aus der Beschaffenheit der Krankheitsform, nie aus der bloßen Thatsache der Heredität zu stellen.

In Bezug auf die Décadence-Lehre ist dieser Umstand der erste Gegenbeweis.

Es kommen ferner Familien vor, in denen die Geistesstörungen bei den Großeltern und Urgroßeltern gewesen sind, ohne daß die Enkel noch besondere psychische Abnormitäten zeigen. Das „Abklingen“ von psychopathischen Familienanlagen zeigt sich z. B. darin, daß Kinder aus Familien mit einer Ascendenz, in welcher schwere Geistesstörungen gewesen sind, nur mit ganz leichten Abnormitäten (Zwangsgedanken, leichte hysterische Zustände ꝛc.) davon kommen.

Sehr interessant in dieser Beziehung ist das Studium der alten Aufnahmebücher der Irrenabtheilung des Julius-Spitales in Würzburg und der Vergleich derselben mit dem seit circa 1840 in geordneter Weise vorhandenen Aktenmaterial der jetzigen psychiatrischen Klinik daselbst.

Bei der großen Seßhaftigkeit der ländlichen Bevölkerung und der großen Kinderzahl, welche die Regel bildet, sollte man auf der Basis der Décadence-Lehre erwarten, daß man die alten Namen (Hellmuth aus Dittelbach, Goepfert aus Nüdlingen, Bringler von Aufstetten, Trotzer von Hersbruck, Englert von Eßfeld, Eisenhut von Estenfeld ꝛc.) in der Neuzeit in gehäufter Weise in den psychiatrischen Akten wiederfinden würde: Das ist jedoch durchaus nicht der Fall, während sich die Hypothese, daß alle diese Familien ausgestorben sein sollen, leicht widerlegen läßt. Nimmt man also so große Zeiträume, so erscheinen die Hereditätsthatsachen nicht mehr als eine sich konstant senkende Kurve, sondern als ein Abschwellen und Wiederanschwellen der normalen Beanlagungen. Nimmt man dagegen kleinere Zeiträume, wie z. B. die letzten 30 Jahre, so könnte man in der That auf Grund auch des in hiesiger Klinik vorliegenden Aktenmaterials auf die Lehre von der fortschreitenden Décadence geführt werden.“ (S. 240.)

„Trotz der drei sporadischen Fälle: A., K. und G. kann man hier entschieden von einer Besserung der psychischen Beanlagung in der Familie reden. Läge bloß die erste Descendentenreihe, nämlich die der fünf geisteskranken Kinder einer geisteskranken Mutter vor, so würde der Stammbaum von den Vertretern der Décadencelehre als eklatantes Beispiel für ihre Ansicht angezogen werden. In Wirklichkeit aber ist es denkbar, daß in der Nachkommenschaft von Katharine N. und Kaspar N., den Kindern des Andreas N., die Geisteskrankheit allmählich erlischt.“ (S. 243.)

größere Theil der Wirkung auf Rechnung der Naturzüchtung zu setzen ist, so könnte ja immerhin doch ein kleinerer Theil in gewissen Fällen auf dem auszuschließenden Faktor beruhen[1])."

„Man wird sich allerdings schon rechtzeitig vertraut machen müssen, daß alle Schlüsse, die man auf die Idee einer Vererbung zufälliger, äußerlicher Umgestaltung des fertigen Organismus aufgebaut hat, einmal gänzlich über den Haufen fallen, indem sich diese Idee positiv als ein Trug und Irrthum herausstellt, und wird daher gut thun, je früher, um so besser, die Descendenztheorie von dem Lamarck-Haeckel'schen Adaptionsprinzip vollständig loszumachen, wozu man sich um so leichter bereit finden kann, als dieses Prinzip durch Darwins und Roux' Entdeckungen ohnedies für die Formenerklärung überflüssig geworden. Die progressive Vererbung im weiteren Sinne bleibt ja auch dann noch aufrecht, wenn die Heredität der erworbenen Merkmale als falsch und unhaltbar erwiesen ist[2])".

Was heißt das alles aber anders, als daß dies gesammte große Vererbungsproblem auf den Satz begründet wird, daß der Naturprozeß eine „progressive Züchtung" bedeute? Und was will wieder dies anders sagen, als daß der Rest, auf den man zuletzt stößt, eben die Lehre einer progressiven Entwickelung ist? Und somit wäre dann der Spiritus rector machinae auch hier nichts Geringeres aber auch nichts Höheres als: die allgemeine Maxime!

Eins aber ist noch besonders dazu angethan, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Man konnte sich der Beobachtung nicht erwehren, daß im Bereiche des homo sapiens die natürliche Selektion, die progressive Züchtung nicht in der glatten, vorschriftsmäßigen Art und Weise vor sich gehe, wie die Theorie dies bei den niedriger stehenden Geschöpfen annimmt. Der homo sapiens hat sich zu einer Stufe entwickelt, auf der es ihm innerhalb gewisser Gränzen möglich ist, der Selektion entgegenzuwirken, der zuchtwählerischen Natur ein Paroli zu bieten. Gewisse soziale Verhältnisse, aber auch gewisse technische Errungenschaften, setzen ein mangelhaft ausgestattetes Individuum in den Stand, sich im Leben zu erhalten, im „Kampf ums Dasein" nicht unterzugehen und daher auch eine mangelhafte Keimesanlage der Zukunft zu übermitteln.

Der blinde Adler, die lahme Antilope, ein taubes Kaninchen sollen bald dem Verfolger erliegen oder an Hunger zu Grunde gehen, nur die bestausgerüsteten Exemplare einer Gattung vermögen zu überleben und ihre, durch die besten Organe 2c. ausgestatteten Nachkommen sich erhalten.

„Bei Thïeren verschwinden Variationen, die schädlich sind, indem die Selektion sich ihrer bemächtigt und die Nachkommen der betreffenden Individuen, falls sie dieselben ererben, zu Grunde gehen läßt. Günstige Variationen dagegen erhalten und befestigen sich durch fortgesetzte Vererbung, indem hauptsächlich die in dieser Weise variirten Individuen sich erhalten und fortpflanzen. Anders beim Menschen. „„Hier tritt die Wirkung der Selektion nicht in dem Maße hervor wie bei den Thieren und zwar im Allgemeinen um so weniger, je höher die Kulturstufe desselben steht und je mehr Wohlhabenheit ihn in den Stand setzt, auch mit Leiden behaftet, eine Familie zu gründen."" (Ziegler.) Ja, in manchen Beziehungen wirkt der moderne Kulturmensch sogar der Vervollkommnung seines Körpers entgegen. Die Erfindung der Augengläser stellt die Kurzsichtigen im Wettkampfe des Lebens den Normalsichtigen gleich und bewirkt durch Panmixie eine Herabdrückung des allgemeinen Durch-

1) Weismann, a. g. O. S. 61.

2) Spitzer, Beiträge zur Descendenzlehre, Citat nach Rohde, S. 96.

schnittes in der Vollkommenheit des Sehorgans. Aehnlich werden durch die Hygiene und durch die Heilung mancher Krankheiten eine Menge schwächlicher Individuen erhalten, welche sonst der natürlichen Auslese zum Opfer gefallen wären. — — Es können somit vererbbare Leiden Metamorphosen ad bonam et ad malam partem erfahren; es kann eine Abschwächung bis zur völligen Elimination oder eine Degenerescenz der erblichen Anlage bei den Nachkommen eintreten [1])."

Damit wäre jedoch ein weiteres, sehr verfängliches Problem berührt. Taucht, wenn auch vor der Hand nur zaghaft und leise, das Problem einer Degenerescenz auf — wer bürgt dafür, daß dieser Gedanke nicht um sich greift und Wurzel faßt? Sowie die Kontemplation gewissen und wahrhaftig nicht unbedeutenden Schatten- und Nachtseiten unserer „Kultur" und Civilisation mehr Aufmerksamkeit schenken würde, könnte eine pessimistische Weltansicht mehr und mehr der eudämonistisch-optimistischen zum Gegengewicht dienen, und sobald die Wagschale ins Schwanken geräth, genügt ein wenig, um sie drüben zum Sinken zu bringen und damit die ganze Entwickelungstheorie — wenigstens soweit sie Bezug auf die sogen. Kulturgeschichte nimmt — total umzustimmen. Der Gedanke an eine Entwickelung nach unten, an eine Degeneration des geschichtlichen Menschen, ist nicht mit Rousseau zu Grabe gegangen [2]); er hat sich weiter erhalten, wenn auch nur abseits, aber bei zunehmender Unzufriedenheit und selbstständiger Kritik gegenüber den Sünden einer gegenwärtigen Ueberkultur könnte er leicht an Macht zunehmen und aus dem Hintergrunde hervortreten.

Die Frage aber, ob erworbene Eigenschaften vererbt werden können oder nur angeborene [3]), trifft mit eminenter Wichtigkeit nicht nur die beobachtende Geschichtsforschung, sondern ist auch von

---

1) cf. Rohde, S. 130. — Vergl. dazu Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen 2c., S. 322.

Es sei übrigens dahingestellt, ob man schließlich nicht auch bei solcher „Abschwächung" die Grundtheorie verfechten und die Thatsachen ihr unterordnen könne. Die Theorie lehrt ja, daß Organe, die nicht gebraucht werden, verkümmern, aber zu Gunsten anderer, die dafür das jenen erforderliche Maß von Lebens- und Nahrungskraft zugewiesen und dadurch ihrerseits eine Erhöhung ihrer spezifischen Leistungsfähigkeit erhalten. — Der Mensch auf der Stufe eines nomadisirenden Jägers hat eine Augenschärfe, wie wir sie uns nur mit Staunen vorstellen können; unsere Großväter brachten zu einer Zeit, wo es Eisenbahnen noch nicht gab, als Fußgänger durchschnittliche Leistungen zuwege, die uns Eisenbahngewöhnten und bequem Gewordenen heutzutage schwer fallen. Der in der Natur mit allen Unbilden kämpfende prähistorische Mensch verfügte über eine weniger schützende und weniger verweichlichende Kleidung. Man hat die Bemerkung gemacht, daß mit zunehmender Kultur die natürliche Behaarung des Menschen immer mehr zurückgehe und die nackte Thatsache der bei dem zivilisirten Europäer weitverbreiteten Kahlköpfigkeit entwickelungsgeschichtlich mit einer Gloriole umhüllt. (In früheren Jahrhunderten bedeckte die Mode den anthropologischen Fortschritt durch eine Perücke, während sie ihn heute zur Schau stellt.) „Aber während im Allgemeinen das Hauptmittel, die Hauptwaffe, deren sich der Mensch im Kampf ums Dasein bedient hat und noch bedient, die menschliche Intelligenz ist" — warum sollten da, wo eine höhere Stufe Brille, Eisenbahn und gute Gewandfabrikation geschaffen hat, die in Mitleidenschaft gezogenen Organe auf früher nöthiger Stufe erhalten bleiben und zu Gunsten der Intelligenz im Kampf der Organe unter sich nicht untergehen? — Es bleibt der Phantasie überlassen, den Menschen der Zukunft sich zu konstruiren: Ein ungeheures haarloses Haupt mit Brille Nr. 1, auf einem sehr nervösen Körper mit degenerirten Extremitäten.

2) Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1884. cf. „Sur l'égalité des races humaines" von Arthur Grafen Gobineau, und R. Wagner, „Kunst und Kultur", Ges. Schriften, Leipzig 1888, sowie den Prospekt der Gobineau-Gesellschaft.

3) „Angeborene Eigenschaften können weiter vererbt werden, „erworbene", d. h. solche, die durch äußere Einflüsse, einschließlich Gebrauch oder Nichtgebrauch von Organen, am Körper entstehen, können nicht vererbt werden, weil durch diese die entsprechenden Determinanten des Keimplasmas nicht derart verändert werden, daß sie von sich aus dieselbe Veränderung des Körpers der Nachkommen erzeugen, welche durch äußere Einwirkung bei den Eltern entstanden war." Ammon, a. g. O. S. 7. — An derselben Stelle giebt Ammon die hierher gehörige Litteratur.

größter Tragweite für die Ethik, denn wenn auch nur die Rede von „äußeren Einflüssen" ist, so deutet doch der „Gebrauch von Organen" darauf hin, daß die Konsequenzen leicht auch auf das geistige und sittliche Gebiet übertragen werden können, insofern nämlich dabei von den Funktionen des Gehirns als des Intellekts die Rede sein kann.[1]) Auch Darwin hat nicht behauptet, daß z. B. der Verlust eines Beines nun eine einbeinige Nachkommenschaft bedinge[2]), der Begriff der erworbenen „Eigenschaften" ist zweifellos viel tiefer zu fassen und von ernsten Konsequenzen für eine Weltanschauung, denn dann könnte die Ethik den Satz, daß durch beabsichtigte Erwerbung, also durch Aeußerungen unseres Willens, unseres Ethos, direkt eine Erhöhung der späteren Generationen erreicht wird, also das Individuum in der Entäußerung seiner sittlichen Kraft auf den Prozeß einwirken kann, durch einen gewichtigen Thatsachenbeweis stützen und ein neues und wichtiges Gebiet ernster Arbeit finden.

Aber wohin weist das alles? Wenn wir oben sahen, daß die Theorie wider sich selbst sprechen kann, daß das, was sonst gemeinhin als „Fortschritt", als große Errungenschaft menschlicher Intelligenz galt[3]), der Ascendenz einen Hemmschuh bereitet, das dunkle Gespenst der Degenerescenz mit unerbittlicher Folgerichtigkeit am rosigen Himmel einer optimistischen Weltansicht auftauchen kann?

Zum mindesten doch: zu Bedenken!

Auch gegen die weitere Lehre, die vom „Kampf ums Dasein", sind Bedenken gegen die Theorie von Seiten der Naturwissenschaft, aus dem Lager der Descendenztheorie selbst geltend gemacht worden, die wohl Rücksicht auf Beachtung und Erwägung verdienen. — Es sei verstattet, die Aeußerungen eines Schriftstellers beispielsweise anzuführen, obgleich derselbe nicht als in den vordersten Reihen kompetenter Forscher stehend bekannt ist; allein der Verfasser glaubt, sie doch wenigstens in Erwägung stellen zu dürfen.

„Wenden wir dieses Prinzip aber auf unser spontan entstandenes, primäres organisches Wesen an, so läßt es uns völlig im Stich. Denn dieses Wesen hat durchaus keinen Kampf ums Dasein zu bestehen, weder gegen seinesgleichen, noch gegen andere Geschöpfe, die ihm die Nahrung streitig machen könnten, noch endlich gegen direkte Feinde. Daß aber ohnedies Nahrungsmangel herrsche für ein Thier oder für Thiere, die ihre Nahrung aus dem Meerwasser ziehen, wird doch wohl niemand behaupten mögen; um so weniger, als unstreitig zu jener frühen Zeitperiode das Festland sicher von keiner sehr hervorragenden Ausdehnung gewesen ist, falls es überhaupt schon existirt haben sollte. Die ersten

---

1) Es soll hier keineswegs behauptet werden, daß das Spätere nun auch das Richtigere sei, und daß deshalb, weil der Theorie Darwins die von Weismann gegenübertrat, letztere nun auch den „Fortschritt" bedeute! Eine Entscheidung könnte doch nur in der Fachwissenschaft selbst getroffen werden.

2) Zwei Fälle von ähnlicher „Vererbung" sind mehrfach von Forschern diskutirt worden und haben Anlaß zu den verschiedensten Auslegungen gegeben: „Eine Kuh, die durch Eiterung ein Horn verloren hatte, vererbte diesen Mangel auf drei ihrer Kälber, indem dieselben an der betreffenden Stelle nur einen an der Haut hängenden Knochenkern trugen." — Ein Soldat verlor 15 Jahre vor seiner Verheirathung durch Eiterung sein linkes Auge und seine beiden Söhne waren auf derselben Seite mikropthalm." cf. (Rohde, Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten, S. 109). — Siehe auch Weismann, Das Problem der Vererbung, Freiburg 1883, S. 34. — Die Möglichkeit eines ursächlichen, auf Vererbung beruhenden Zusammenhanges ist von den Forschern verschieden gedeutet worden, ein positives Resultat nicht erzielt. Weismann bemerkt: „In allen diesen Fällen ist die Vorgeschichte dunkel und eine wissenschaftliche Kritik unmöglich."

3) So z. B. eben die Erfindung des Linsenschleifens, die erhöhten Leistungen der Hygiene und der chirurgischen Technik 2c.

Organismen schwammen in einem geradezu unermeßlichen Ueberfluß an Nahrung, und so lange als dies der Fall war, könnten sie sich also nach der Theorie vom Kampf ums Dasein in keiner Weise vervollkommnet haben. Ja, sogar das Gegentheil müßte eintreten, denn die Theorie lehrt geradezu, daß Thiere, die im Nahrungsüberfluß schwimmen, sich eher reduziren als vervollkommnen."

„Immerhin ist es für die Theorie nicht günstig, daß ihr Prinzip gerade am Anfang des organischen Lebens nicht wirksam gewesen sein kann; und um so ungünstiger, je fundamentalere Bedeutung dem Prinzipe beigelegt wird. Der Kampf ums Dasein muß jetzt alles erklären und wird überall als vervollkommnendes Prinzip herangezogen; so sehr in der That, daß man gerechtfertigt ist, an ihn auch die Anforderung zu stellen, daß er uns die primärste Vervollkommnung, das heißt die Entwickelung des ersten Organismus aus der anorganischen Natur, ebenfalls motivire. Daß er das nicht kann, und daß er dann auch ferner für die erste Periode organischen Lebens versagt, ist ein nicht leicht zu nehmendes Bedenken; denn es bringt uns zuerst auf die Vermuthung, daß der Kampf ums Dasein doch nicht so ganz fundamental sein möchte, und ferner, daß, da doch ein anderes Prinzip zur Erklärung der Entstehung der Organismen aus der anorganischen Materie herangezogen werden muß, dasselbe Prinzip wohl auch die Grundlage für die Weiterentwickelung und Vervollkommnung, der organischen Welt und für den Kampf ums Dasein selbst abgeben möchte. Aber wird das Thier denn überhaupt im Stande sein, seine Leistung zu erhöhen, falls es in einer Hungerlage ist? Wird es denn nicht eben durch den Hunger, durch den Nahrungsmangel schwächer werden, zu schwach, um größerer Anstrengungen als zuvor fähig zu sein? Ganz gewiß! und infolgedessen wird eine Hungerlage die Aussichten des Thieres nicht verbessern, sondern verschlechtern. Und ferner die Darwin'sche Theorie, nach welcher das jagende Thier durch größere Anstrengung seine Geschwindigkeit vermehrt, muß zugeben, daß sich in gleicher Weise auch die Geschwindigkeit des gejagten Thieres vermehrt, denn falls das nicht geschähe, würden die Beutethiere ihrerseits bald ausgerottet sein. Der Jäger also und seine Nachkommen würden sich in keinem Falle besser stehen.

Ich sehe nicht ein, wie auf diesem Wege sich etwas Anderes entwickeln kann als Hungerformen, wie wir sie ja zahlreich im Thierreiche kennen, Formen, welche sich entweder durch ihre Unfruchtbarkeit, oder durch ihre krüppelhafte Kleinheit auszeichnen, oder endlich den Charakter des Tantalismus tragen: einen gewaltigen Rachen, aber nichts dahinter.

Im Widerspruch zu der Theorie vom stetigen Nahrungsmangel sehen wir nun, daß die Fruchtbarkeit der Thiere eine unglaubliche ist. Würde das möglich sein, wenn sich die Geschöpfe unter einer stetigen äußeren Pression befänden?

Es ist von vornherein unzweifelhaft, daß die ersten Organismen in dem denkbar größten Ueberfluß von Nahrung gelebt haben, welcher sehr lange vorgehalten haben muß, wie er ja im Großen und Ganzen noch heute vorhält. —

Er hat eben mit Malthus angefangen, er hat das Haus vom Dach aus konstruirt, statt vom Fundament aus [1])."

Auch in dem bereits oben erwähnten Aufsatz von Haacke finden wir die einst so viel versprechende „Kampf ums Dasein-Theorie" mit skeptischen Auge betrachtet: „Wir dürfen uns indessen nicht

1) cf. Rolph, Biolog. Probleme, zugleich ein Versuch einer rationellen Ethik, Leipzig 1882.

verhehlen, daß der Darwinismus hier nur mit willkürlichen Annahmen arbeitet, während die Wissenschaft die Aufgabe hat, die Thatsachen festzustellen. Und da müssen wir nun sagen, daß es noch in keinem Falle gelungen ist, zu sagen: „Wegen dieser oder jener individuellen Variation ist dieses oder jenes thierische oder pflanzliche Individuum am Leben geblieben oder zu Grunde gegangen." Ich habe mich verschiedene male bemüht, im Kampfe ums Dasein unterlegene Individuen mit solchen zu vergleichen, die am Leben geblieben waren. An der südaustralischen Küste habe ich Hunderte von Seeigeln, die durch das Meer an das Land geworfen waren, gesammelt und sie mit solchen verglichen, die ich mit dem Schleppnetz gefischt hatte. Es handelte sich also hier um einen Vergleich von zu Grunde gegangenen Thieren mit am Leben gebliebenen. Es ist mir nicht gelungen, irgend welche Unterschiede zwischen beiden Gruppen festzustellen. Ebendaselbst beobachtete ich einmal einen Fischreiher, der am Strande Asseln fing. Diese Asseln waren durch ihr sandfarbenes Kleid den Angriffen ihrer Feinde einigermaßen entzogen. Ich schoß den Reiher nun und entnahm seinem Magen die noch frischen Asseln, um sie mit lebenden von mir gefangenen zu vergleichen. Von irgend welchen Unterschieden zwischen beiden Gruppen war nichts zu bemerken. Ebensowenig wie ich hat irgend ein anderer die Frage entscheiden können, ob geringe individuelle Abweichungen im Kampfe ums Dasein eine Rolle spielen. Und da ergiebt sich nun die weitere Frage, welche Bedeutung der Kampf ums Dasein überhaupt hat. Ist er vielleicht bloß dazu da, neben den Individuen, die durch den Zufall umkommen, auch diejenigen zu beseitigen, die in erheblichem Grade von der Norm abweichen und nicht geeignet sind, ihre Art fortzupflanzen? In diesem Falle würde der Kampf ums Dasein nur ein Mittel sein, die Art rein zu erhalten, nicht aber dazu dienen, um aus allen möglichen Variationen bestimmte auszuwählen und dadurch die Art zu einer neuen Art umzuzüchten, in ähnlicher Weise, wie es Thierzüchter und Gärtner mit Hausthieren und Kulturpflanzen machen."

Es kommt dem Laien nicht zu, auch hier ein Urtheil darüber zu fällen, welche Meinung Recht haben könnte, welche mehr Wahrscheinlichkeit an sich trägt und ein Recht auf größere Plausibilität hat. Uns genügt die Thatsache, daß eine pure gegentheilige These sich ans Licht wagen konnte, zum Beweise dafür, daß wir es in jener Lehre eben nur mit einer Theorie zu thun haben. Gewiß, ein Tycho Brahe hat ehedem der Copernikanischen Lehre widersprochen, — allein es ist doch dabei ein Unterschied zu machen. Dort kämpfte eine durch Jahrhunderte hindurch gefestigte Ueberzeugung gegen eine geniale, völlig neue Theorie, deren Sieghaftigkeit erst dann zu Tage trat, als die wesentlich verbesserte Technik im Stande war, mit exakter, mathematischer Begründung ihre Richtigkeit nachzuweisen. Hier kämpft nur Theorie gegen Theorie, ohne jene Einfachheit der Erscheinungen und ohne die Möglichkeit einer exakt-erschöpfenden Beobachtungskontrolle. Ziehen wir nun das Facit, so hat sich die Erwartung, das Prinzip durch die Naturwissenschaften zwingend erwiesen zu sehen, nicht erfüllt. Haacke schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Sollte die Wissenschaft nun aber auch zu der Ansicht gelangen, daß der Darwinismus unhaltbar ist, so wäre damit doch noch keineswegs gesagt, daß die Annahme einer Zielstrebigkeit, zu der man sich dann wohl wenden würde, sich nicht mit dem Prinzip des Mechanismus, das ja das einer jeden Naturwissenschaft sein muß, vereinigen ließe. Die Welt kann ja sehr wohl ein geordnetes Ganzes, das sich nach einer bestimmten Richtung umändert, darstellen. Sämmtliche Veränderungen in der Welt müßten auch dann mit mechanischer Nothwendigkeit erfolgen. Die Annahme, daß das Weltall ein geordneter Kosmos ist, hat ja ganz dieselbe Berechtigung, wie die, daß es

ein wüstes Chaos sei. Es ist deshalb verkehrt, wenn man von vornherein das eine oder das andere annimmt. Freilich ist die menschliche Natur nun einmal so beschaffen, daß sie sich voreilig für eine bestimmte Weltanschauung erklärt. Da sich dieses nicht ändern läßt, so wird der Erfolg des über die von uns behandelten Fragen entbrannten Kampfes, der sich schließlich um die Herrschaft der kosmischen oder der chaotischen Weltanschauung dreht, darüber zu entscheiden haben, welcher von beiden die Zukunft gehört." Also weiter nichts, als: daß die Annahme eines geordneten Kosmos gleichberechtigt sei der eines „wüsten Chaos" ist uns geblieben? Und es hatte doch den Anschein haben wollen, als hätte der Kosmos seine „Ordnung" offenbart und sie läge vor unsern Augen? Wir hatten gesehen, wie die These ihren Gang begann, wie haben sie eintreten sehen in den Bereich der Naturbetrachtung, nun tritt sie uns daraus wieder hervor in ihrer ganzen Reinheit: sie hat sich um nichts geändert, sie hat nichts verloren, aber auch nichts gewonnen.

II.

§ 4. Wenden wir uns nun weiter dem Gebiete zu, das, theils getrennt von ihr, theils in gewisser Uebereinstimmung mit ihr, gleich der biologischen Naturwissenschaft, der Entwickelungslehre Halt und Stütze im Zeitbewußtsein verleiht: der Geschichte, wie sie in ihrem weiteren Umfange das gesammte Gebiet der geistigen Bewegungen unseres Geschlechts — soweit wir nämlich Nachrichten und Dokumente darüber besitzen — die Fülle von Veränderungen in politischen und sozialen Formen, in Gebräuchen, Sitten, in Lebens- und Weltanschauung, in Idealen und Postulaten, in Rechtsmeinungen und Utopien, in Aberglauben und Glauben, in Religion, in Sprache und Dichtung, in Kunst und Philosophie, zum Gegenstand retrospektiver Erkenntnißversuche macht und deren Resultat die Konstatirung einer steten Veränderung, eines steten Wechsels, einer Ruhelosigkeit in infinitum ist. Dieser Wechsel wird — ob er den Dingen wesentlich zukomme oder nur das Oscilliren der Oberfläche der Erscheinungswelt bedeute, diese Frage bleibt für sich bestehen — direkt „Entwickelung" genannt. Einestheils läßt man es hierbei bewenden, anderentheils knüpft sich jedoch ein weiterer Erkenntnißversuch daran. Im ersteren Falle hat man es lediglich mit einem Sprachgebrauche zu thun, über dessen Statthaftigkeit vielleicht Zweifel erhoben werden könnten, zu Gunsten einer schärferen Begriffsbestimmung und zur Vermeidung eines doppeldeutigen Terminus. Im andern Falle dagegen ergeben sich viel weitergehende Konsequenzen: denn der sonst blinde Wechsel der Erscheinung wird der „Fortschritts-Theorie" untergeordnet, das weite Gebiet aller geschichtlichen Vorgänge dieser These unterworfen und die Forschungsarbeit bei dem Scheine jenes eudämonistischen Weltprinzips unternommen. Der „Fortschritt" schwebt da als Geist über den Wassern, über der endlosen Fluth der Geschehnisse, über Wogenberg und über Wellenthal, als ewige Morgenröthe, gleich unbeweglich wie sein Widerpart, die „Sonne" des Frankfurter Brahminen, die „ewigen Mittag brennt". Er ist Entelechie der Welt und ihr spiritus rector zugleich. — Ursprünglich trat diese Beleuchtung des Weltwerdens in der Form der bloßen Theorie auf, die sich bis zur ergreifenden dichterischen Idee steigern konnte. In dieser Art weiser Selbstbeschränkung konnte sie um so eher Zustimmung finden, als sie nicht mehr sein konnte und wollte, als sie war; sie konnte mit anderen Prinzipien — z. B. religiösen — leicht eine Verbindung eingehen, sobald diese ihr nur

qualitativ gewachsen waren, das heißt, eine ebenbürtige Kraft und Hoheit der Gesinnung aufzuweisen vermochten.

Allein es ist bei der einfachen poetischen Verklärung der Geschichte nicht geblieben; der dichterischen Beobachtung ist das nüchterne Auge des Forschers gefolgt, das Phänomen ward zum Gegenstand einer Art Naturforschung: Es ward versucht, die Fülle geschichtlicher Erscheinungen auf „Gesetze" zu begründen, den Stoff der geschichtlichen Bewegung so zu behandeln, daß es gelänge, die geschichtliche „Entwickelung" auf immanente „Entwickelungsgesetze" zurückzuführen und somit die Theorie zum Resultate einer leidenschaftslosen Empirie umzuprägen. — Was auch hier die Spekulation von oben her in den Stoff hineinkonstruirt hatte, das galt es auch hier von unten herauf herauszudestilliren: die Geschichte in eine Art von Physiologie aufzulösen. Versuchen wir auch hier festzustellen, wie weit sich diese Gewißheit erstreckt, ob wir auch hier etwa vor einer zwingenden Nothwendigkeit stehen, das Prinzip als eine unanfechtbare Thatsache anzuerkennen und seine etwaigen Offenbarungen als reale Welterkenntniß, als felsenfeste Fundamente einer Weltanschauung κατ' ἐξοχὴν in Empfang zu nehmen. Eine eingehende kritische Untersuchung würde auch hier auf erkenntnißtheoretischem Boden vorgenommen werden müssen und in der Hauptsache Kritik der Methode werden. Es ist jedoch zu erhoffen, daß es auch der einfachen Erwägung gelingen kann, gewisse Bedenken zu begründen und das Problematische an der Sache aufzudecken.

Zunächst darf wohl behauptet werden, daß eine solche geschichtliche Betrachtungsweise nicht auf dem eigenen Boden der Historie selbst erwachsen ist, sondern von dem jenseitigen Gebiete, von dem Felde der Naturwissenschaft herüber geholt wurde. Die Erfolge, welche die Naturwissenschaft erzielte, reizten die Geschichtsforschung, die alte subjektive Betrachtung gegen eine objektive Schablone zu vertauschen, denn auch hier war man der alten spekulativen Konstruktionen von oben her — z. B. der religiösen — überdrüssig. Es sei verstattet, hier auf eine gewisse Analogie hinzuweisen, die sich der Beobachtung ergeben und die vielleicht — ihre Anerkennung vorausgesetzt — bedeutsam sein kann. Es ist nicht das erste Mal, daß in der Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Spekulation zu einem fremden Werkzeuge gegriffen wurde. Als in jener großen geistigen Bewegung des Abendlandes, die wir „Renaissance" zu benennen pflegen, die selbständigen Köpfe aus dem gothischen Dome der scholastischen Gedankenwelt heraustraten, hofften sie in einem Reiche Zuflucht zu finden, wo nicht die Willkür herrsche in schwankendem Glauben, Meinen, Fürwahrhalten, sondern wo die Wahrheit mit eherner Nothwendigkeit regiere. Gegenüber der scholastischen Denkweise stand aber zu jener Zeit einzig die Mathematik. Hier traf Erfolg auf Erfolg, hier gab es Wahrheit, d. h. objektive Erkenntnisse. Was lag näher, als dieser mit großen Erfolgen siegreich auftretenden Wissenschaft das Werkzeug zu entlehnen, um auch andere Gefilde damit zu bestellen? — „Eine neue Methode!" war die Parole. Und die Losung hieß: Ordo geometricus. — Spinoza wollte mit ihr das Geheimniß der Welt erschließen, Leonardo, gleich groß wie jener, die Geheimnisse der bildenden Kunst. Gewiß, sie beide haben den Gipfel geistiger Größe erreicht — aber was ist's, das uns mit ihnen verbindet? Nur sie selbst sind es, mit all' der Kraft, der Hoheit ihrer Anschauungen — das W a s, was sie brachten, und nicht das W i e, wie sie es gefunden; der Weg, den sie mühevoll sich bahnten, ist längst zerfallen und verschüttet; Spinozas ordo geometricus ist als verfehlt längst nachgewiesen, Leonardos Konstruktionen

der Physiognomien sind nur reizvolle Kuriositäten [1]) geblieben. Bietet nicht der ordo physiologicus, zu dem die geschichtliche Betrachtung heutzutage so gern ihre Zuflucht nehmen möchte, ein Analogon dar? Prüfen wir, um was es sich dabei handelt, das Problem der Geschichte zum Problem einer objektiven Entwickelungsforschung zu machen. Vergegenwärtigen wir uns, was es heißen will, diese Aufgabe zu stellen. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als sämmtliche uns bekannte Erscheinungen der Vergangenheit als objektive Thatsachen anzuerkennen, diese Thatsachen nicht willkürlich aneinander zu reihen, sondern in der natürlichen Folge ihrer Erscheinungen das natürliche Band zu entdecken, das die einzelnen Glieder der Kette nicht nur verbindet, sondern gewissermaßen auch hervorbringt, als Resultate unanfechtbarer Gesetze des Weltwerdens und Weltwirkens. Und, das Problem rücksichtslos an den Wurzeln gefaßt, hieße es weiter: die Erkennbarkeit der Welt in ihrem Wesen und letzten Grunde wird als möglich vorausgesetzt, aus der Erscheinungen Flucht, trotz ihrer steten, allseitigen Relativität, dieses Resultat gewonnen! Es wird eine Encyklopädie der gesammten Vergangenheit auf Grund einer biologischen Beobachtungsmethode verlangt, fürwahr ein Programm von außerordentlicher Tragweite! Haeckel giebt in „Ziele und Wege der heutigen Entwickelungsgeschichte“ auf zwei Tabellen den Plan einer Verästelung der Naturwissenschaft in ungefähr 20 Sonderzweigen. Und welche schier unerschöpfliche Fülle von Genesen, Genien, Phylesen und Phylen hätte der Historiker noch hinzuzufügen! Gesetzt, es könnte, zum ersten Male, eine solche Einigkeit und Einmüthigkeit in den einzelnen Disziplinen erreicht werden, so daß die einzelnen Wissenschaften willig sich ins Joch schirren ließen, um Generationen hindurch nichts weiter als „Entwickelungswissenschaften“ zu treiben — was würde geschehen? Zunächst, um mit Kant zu reden, „ein Drama, das nur kurze Zeit interessant wäre, so daß, auch wenn die Schauspieler darin nicht müde würden zu spielen, die Zuschauer der Bühne sehr bald den Rücken kehren würden.“ Das Nichtmüdewerden der Handwerker wiederum vorausgesetzt, wie würde der stolze Bau enden? — Die Fabel vom Thurme zu Babel liegt nahe genug. Denn es steht zu erwarten, daß schließlich, auf einer gewissen Stufe, der Streit unter den Werkleuten denn doch ausbrechen müßte: Wie dort ein jeder zuletzt seine eigene Sprache redete, würde hier zuletzt ein jeder, wenn auch nicht gerade eine eigene Methode, so doch gewiß eine Hand voll eigener „Gesetze“ haben, die untereinander zu vereinigen, selbst bei den besten synthetischen Absichten, unmöglich wäre. Zudem käme noch der Umstand hinzu, daß mit zunehmender Arbeit auch das Programm immer mehr an Ausdehnung zunehmen müßte, denn je weiter die Forschung dränge, um so mehr Beziehungen innerhalb des unermeßlichen Stoffgebietes würden sich eröffnen, die Arbeitstheilung geradezu in geometrischer Progression wachsen und sich differenziren.

Was ist der Entwurf solcher Arbeit schließlich anderes, als ein programmatischer Schulwunsch? Und dürfte nicht vom „Fortschritte der Entwickelung“ zu erhoffen sein, daß unterdessen eine neue Schule, also eine neue Beobachtungs- und Auffassungsweise, in der Disziplin herangereift wäre? [2]) —

---

1) Darunter sind natürlich nicht die Gemälde Leonardos zu verstehen, seine Mona Lisa und seine Apostelköpfe, in denen der Theoretiker hinter dem Künstler zurücktrat, sondern die konstruktiven Federzeichnungen zu seinen sogenannten „Karrikaturen“.

2) Es sei schon hier darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser nicht die thörichte Meinung hegen will, als sollte einer unfruchtbaren und oberflächlichen Skepsis das Wort gesprochen werden. Bei aller Relativität der retrospektiven Erkenntniß und ihres Verfahrens darf ihre Nothwendigkeit für wissenschaftliche Arbeit im Sinne förderlicher Produktion nicht außer Acht gelassen werden.

Schon diese Umstände machten solch' Programm zu dem einer Danaidenarbeit. Zuvor aber gilt es, die Fragen zu erörtern: Gestattet denn das Material der Geisteswissenschaften überhaupt die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf geschichtliche Disziplinen, oder die Uebertragung naturwissenschaftlicher Hypothesen auf diese Gebiete? und ferner: In welchem Verhältnisse stehen denn die Hypothesen und „Gesetze" der Naturwissenschaften zu denen des geistigen Lebens und seiner Vergangenheit?

§ 5. Es ist ein Charakterzug unserer Zeit, retrospektive Wissenschaft zu treiben. Die Richtung unserer Weltanschauung geht auf das Diesseits, auf das konkrete Leben, und dadurch gewinnt die Vergangenheit den Werth einer Offenbarung, man liebt es, mehr in ihr als im unmittelbaren Leben der Gegenwart zu beobachten, ein eifriges Bestreben geht dahin, in ihr wie in einem Buche zu blättern — daß dieses Buch „sieben Siegel" habe, wie der Dichter meint, daran wird weniger gedacht. Ganze Disziplinen der Wissenschaft gehen einzig und allein darauf aus, die Vergangenheit als Forschungsobjekt zu bearbeiten, je größer der Eifer ist, um so mehr tritt die kühle Erwägung, wie weit es sich dabei um eine Realerkenntniß handeln kann und darf, zurück und wenn auch der ernste Forscher, der in der Grubenarbeit im untersten Stollen steht, sich der Unsicherheit seiner Funde wohl eher bewußt ist, nicht also die weite Allgemeinheit, der ein Ueberblick über den Abbau versagt ist, und die das, was aus der Tiefe gefördert wird, mit gutem Glauben, mit einer gewissen Naivetät, sofort als baare Münze nimmt und weiter giebt.

Die Vergangenheit ist entschwundene Wirklichkeit. Und wir werden um so näher dem Gedanken kommen, daß ihre Wirklichkeit uns für ewig verschlossen sein wird, wenn wir nur erwägen, wie weit es uns gelingen kann, auch nur die lebendige Wirklichkeit, die Gegenwart vor unseren Augen, uns zum Objekte zu machen und dem bunten Spiele vor uns ein wenig hinter die Coulissen zu blicken. Tagtäglich, von früh bis Abends handeln wir, entäußert sich unser Wille. Wie viel von diesen Willensäußerungen trifft unser Bewußtsein so tief, daß unsere Erinnerung im Stande ist, von gestern zu heute ein empfindungsgleiches Bild zu liefern? Unsere Jugend, unser Gestern, steht uns fern, wir werden unsicher darüber, welchem Motiv ehedem irgend ein Akt unseres Lebens entsprang, wir erklären und motiviren, von neuen Willenstendenzen beherrscht, unser eigenes Handeln retrospektiv oft so verschieden, daß da, wo uns eine leidliche Kontrolle zusteht — etwa in Form einer unmittelbar dem Ereignisse nachfolgenden Aufzeichnung — sie uns verwundert macht. Schon die Geschichte unseres Selbst kann uns zum siebengesiegelten Buche werden. Noch unsicherer ist uns die Kenntniß fremder Individualitäten inmitten unserer Zeit, inmitten des Lichtes der Gegenwart. Wir nehmen Personen wahr und Handlungen von ihnen: allein die Gründe, welche das Individuum mit seinen Handlungen verbinden, sind uns nur Gegenstand von Muthmaßungen. Das Unbewußte, das mit einem Schleier uns schon das eigene Selbst verhüllt, wird zwischen Individuum zu Individuum bereits zur dicken Nebelwand. In den Motivationsapparat einer fremden Persönlichkeit einzudringen, ist uns rein unmöglich — und nur die Intuition vermag uns in dem unsicheren Lichte von Stimmungs- und Gefühlseindrücken ein gewisses — aber, wohl gemerkt, ganz subjektiv gefärbtes — Bild fremden Wesens entgegenzubringen. Wenn wir wirklich solche Erkenntniß besäßen, würden wir dann schon in gleicher Gegenwart so verschieden über unsere Nebenmenschen urtheilen und ihre Motive — wie es gewöhnlich in der Welt geschieht — so fälschen?

In der Gegenwart rollt sich in jedem Augenblick eine unberechenbare Fluth von Willensentäußerungen ab; sie uns zur Kenntniß zu bringen, wäre — bildlich — ebensoviel, wie jeden einzelnen Tropfen, der im Moment über den Katarakt eines Niagara stürzt, unter dem Mikroskop mikrometrisch zu untersuchen.

Man weist wohl auf die Vergangenheit hin, als sei sie die Zeit, von der der Rauch der Leidenschaft verflogen sei und die eben, weil der Leidenschaft entrückt, das kalte, ruhige Bild der Objektivität gewähre. Wenn ein Ereigniß einmal „historisch" geworden sei, so meint man, würde es sich besser zur Beurtheilung und damit auch zur Erkenntniß eignen. Allein das ist ein Irrthum; ist die Leidenschaft verglommen und der Wille verdampft, so bleibt uns nichts weiter übrig, als eine Brandstätte, ein Trümmerhaufen. Man mache ein einfaches Experiment, zeichne sein eigen Haus, sein eigen Zimmer aus dem Gedächtnisse auf — man wird sehen, wie weit man der „Wirklichkeit" dabei nahegekommen ist, man schreibe ein vor zwei Stunden geführtes Gespräch nieder — soweit nicht unser inneres Ohr einige Bruchstücke im Wortlaut rekapitulirt, wie die Walze eines Phonographen es vermag, sind wir dem Irrthume ausgesetzt [1]).

Die vergangene Wirklichkeit liegt jenseits des Lethestromes; was uns der Traum wiederbringt, ist Schmuggelwaare, in Charons Nachen bunt durcheinander geworfen, und was die Erinnerung zu bannen vermag, sind gespenstische Bruchstücke, Schatten am willenshellen Horizonte der Gegenwart. Wenn uns selbst die Gegenwart nur ein winziges Stückchen von Wirklichkeit wahrzunehmen und zum Bewußtseinsinhalt zu gestalten verstattet — wie soll dies die Vergangenheit vermögen? Ist ja doch selbst das unmittelbare Ereigniß nur Gegenstand einer relativen Kenntniß, indem wir auf Ursachen schließen, daher Ursachen und Gründe formaliter anerkennen, realiter aber immer nur supponiren. — Und nun mögen wir erwägen, was es heißen will, an die Erscheinungen der Vergangenheit mit den Forderungen objektiver Erkenntnisse heranzutreten!

§ 6. Was ist uns von der Vergangenheit des ganzen Geschlechts, der Geschichte, übrig geblieben? Nachrichten und Monumente, die ersteren als die sogenannten „Quellen" der Geschichte. Je weiter die Jahrhunderte reichen, um so spärlicher rinnen sie. Die Trümmersteine auf dem Wege der Vergangenheit stehen in immer größeren Abständen voneinander, je weiter der Weg reicht. Und dieser selbst ist nur ein Bruchstück, eine verhältnißmäßig kurze Spanne. Wir wissen von Feldherren und Schlachten, von Königreichen, Dichtern, Denkern und Forschern. Wir stehen vor Nachrichten, Traditionen, Dokumenten, Monumenten und — im besten Falle vor Kunstwerken und Büchern. Aus den Bruchstücken setzen wir ein Mosaikbild in großen, recht allgemeinen Strichen zusammen, wir kombiniren, supponiren, kritisiren und — phantasiren. Müssen doch die einzelnen Steinchen selbst erst Schliff und Feile erhalten, die Quellen erst der Kritik unterworfen werden. Die Geschichte, wie wir sie kennen, ist nicht mehr das natürliche Konglomerat, wie es die Eruptivkraft des Weltwerdens aufwarf, sie ist viel-

---

1) Jeder Richter wird es aus der täglichen Praxis bestätigen können, wie im Verlauf der Civil- oder Strafprozesse die durch feierlichen Eid bekräftigten Aussagen einzelner Zeugen oder Parteien sich diametral gegenüberstehen können, und zwar oft über einfachste Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung. Der Wille ist dabei im Stande, Vorstellungen zu suggeriren, die über thatsächliche Erinnerungsbilder hervortreten und deren Stelle mit der Intensität einer vollbewußten Wahrheit einnehmen.

mehr ein künstliches Gebäude, zusammengefügt aus Trümmerresten mit dem Mörtel der Kombination, deren eine die andere stützt, und durchkreuzt von den mannigfachsten Konstruktionen und Plänen. Wieviel ihrer Quellen sind uns durch Zufall erhalten, wieviel sind verloren, mit ihnen eine Unzahl Thatsachen, neben ihnen die ganze anschauliche Wirklichkeit! Der Wille aber ist verschwunden und mit ihm der wahre Kausalnexus.

Jede einfache Ueberlieferung, jeder Bericht wird erst durch subjektives Hinzuthun historisch verwerthet und die Geschichtsschreibung erreicht da am meisten Wirkung, wo sie mit vollem Bewußtsein die Subjektivität walten läßt, wo sie die Kunde von der Vergangenheit mit dem Lichte eines starken Urtheils belebt. Schon die Wahrnehmung des steten Streites, der ewigen Ablösungen der „Standpunkte" der Forschung wie der Forscher untereinander läßt die Unsicherheit, das Schwanken der Erkenntniß deutlich bewußt werden.

Gewiß, es giebt eine historische „Wahrheit". Eine Gründungsurkunde, die, aus dem Fundamente eines alten Gebäudes herausgeholt, uns das Jahr 1307 als das Jahr der Grundsteinlegung nennt, kann uns ein historisch wahres Faktum geben. Aber sowie sich das Urteil über äußere Fakta erhebt, sich entweder als das Resultat einer methodisch geführten Kombination und Schlußtechnik offenbart oder als Werthurtheil auftritt, ist die Wahrheit nur graduell oder relativ. Wir bezweifeln nicht, daß jener Mann gelebt hat, den wir Karl den Großen benennen. Wir können seine Unterschrift noch lesen und diese ist genugsam dokumentarisch beglaubigt. Allein die politischen Motive, die ihn zur Krönung als römischer Kaiser veranlaßten, sind unsere Kombinationen post hoc, politisirende Franken und Sachsen zu seiner Zeit mögen Kombinationen secundum hoc darüber angestellt haben. Die Forschung hat nur ihr Urtheil aufgestellt. Würde nun ein glücklicher Fund uns plötzlich in den Besitz bisher ungekannter zeitgenössischer Memoiren setzen, so ist die Forschung in der Lage, entweder ihr bisheriges Urtheil festzuhalten oder es umzustoßen. In letzterem Falle wäre es veraltet, d. h. falsch, das durch Erweiterung der dokumentarischen Nachrichten gewonnene neue Urtheil würde zu jenem in das Verhältniß der „Wahrheit" eintreten.

Durchmusterte man mit einiger Skepsis und mit steter Rücksicht auf die Eigenartigkeit des menschlichen Lebens, Fühlens und Handelns das Gebiet der Historie, wie viele angebliche Realerkenntnisse würden in dem Siebe zurückbleiben? Ein spärlicher Rest von einzelnen Ereignissen und konkreten Thatsachen. Alles jedoch, was nur irgendwie mit Kombinationen, Motivationen und Werthurtheilen zusammenhängt, müßte erbarmungslos durch die Maschen gelassen werden [1]).

Wenn nun die Forderung, die Vergangenheit zum Objekt an sich zu machen, sich nicht erfüllt, wie steht es dann mit der weiteren, die Abstraktionen so zu verbinden, daß sich daraus der Prozeß des Werdens in Form natürlicher Gesetze offenbart?

---

1) Daß durch solche einseitige Reflexion über die Geschichte nicht ihr Werth berührt werden soll, darf wohl vorausgesetzt werden. Die Geschichte wird durch erkenntnißtheoretische Erwägung sich nicht zur Bankerotterklärung verleiten lassen. Wenngleich es immer besser ist, Geschichte zu machen, als zu schreiben, so „macht" sich die Geschichte doch nicht aus der blauen Luft heraus von selbst, an dem Reflexbilde der Vergangenheit schult sich der Wille der Gegenwart, am Beurtheilen klärt sich das Urtheil, die Historia kann aus einem Trugbilde der Vergangenheit zum steten hilfreichen Engel der Gegenwart werden.

Wir müssen auch hier bedenken, daß das eigentliche Gebiet der Geschichte nur ein verhältnißmäßiges Bruchstück des Menschenthums offenbart, daß sich der Kontemplation nur wenige Glieder eines weitverzweigten und unendlichen Gewebes zeigen. Von den fünf Erdtheilen, die sich über die Oberfläche des Meeres erheben, reichen nur zwei weiter hinein in das Gebiet der Geschichte; die Geologie lehrt uns, daß der Bestand des Festlandes nicht derselbe war, wie heute; aus der dunklen Gruft der Sage dringt uns die Kunde von versunkenen und vergangenen Kulturstätten herauf. Berechtigt uns der Bruchtheil, den wir zu überschauen vermögen, zu einem sicheren Ueberblick des Ganzen?

Selbst da, wo Verbürgtes und Bekanntes vor uns liegt, kann die theoretische Verbindung und Verknüpfung der Einzelheiten sich nicht von menschlicher Willkür frei machen. Wir statuiren im geschichtlichen Werden wohl Perioden und Prozesse, allein wir bemerken, daß die von uns aufgestellten Gränzen in Wahrheit flüssig und beliebig sind. Wir theilen ein: Antike, Mittelalter, Neuzeit, allein die Gränzpunkte, die wir für äußere Zwecke, Schulgebrauch u. s. w. angeben, beruhen auf äußerlicher Zuthat. Wir sprechen wohl von Jugend, Mannes- und Greisenalter der Völker, zeichnen den Entwickelungsgang der Nationen auf, Aufschwung, Kulmination und Niedergang, aber immer ist erforderlich, dabei anzuerkennen, daß solche Schablonisirung des ewig jungen Lebens der Geschichte von willkürlichen Konstruktionen und Werthurtheilen abhängt, daß sich die Kurve verändern muß je nach dem Maße, das der Beurtheiler in den Stoff hineinträgt. Das *δομοι που στω* wird hier zur ewig ungelösten Frage. Wir sprechen vom Niedergange des Hellenenthums nach dem peloponnesischen Kriege — und doch erhob sich noch Platon und Aristoteles, Skopas, Praxiteles und Apelles, und Alexander erschloß dem Abendlande den Osten, wie es später wiederum die Kreuzzüge ermöglichten; je nachdem wir die partikulare Freiheit der griechischen Staaten, d. h. politische formelle Gesichtspunkte, oder geistige Kultur, entweder Religion oder Philosophie u. s. w. zum maßgebenden Faktor machen, wird sich die Kurve verschieben. Man spricht so gern vom Verfalle des Römerthums zur Zeit der Kaiser und doch erreichte hier das Reich seine größte Ausdehnung, seine straffste Organisation, erhielt das Recht seine feinste Ausbildung und erreichte der Weltverkehr mit all' seinen sogenannten Kultur-Folgen die höchste Stufe. Wenn wir in dem Untergange der römischen Republik den Anfang eines Niederganges sehen, was ist das anderes, als eine Bewerthung vom Standpunkte eines etwa Catonischen Republikaner-Ideals aus, das so gern sich in die Vergangenheit flüchtet, in der Gegenwart aber desavouirt wird? — Wir schreiben vom Niedergange Roms im Angesicht des Betragens einer Messalina und ihres Hofes, weil wir ihr Treiben mit Recht verabscheuen, aber mit welchem Rechte nennen wir jenes Rom als im Greisenalter befindlich?

Das moderne Empfinden ist leider nur zu sehr geneigt, willkürliche und bildliche Vorstellungen vom Verlaufe der Geschichte mit der Natur der Sache selbst zu identifiziren und alsdann das Spiel der Analogieschlüsse in bedenklichem Maße walten zu lassen. So spielt man in unserer Zeit mit dem geradezu fürchterlichen Satze, daß unsere Kultur der der römischen Kaiserzeit ähnele. Solche Gedanken, die wohl im Munde eines ernsten Ethikers ein Recht als Warnung haben, können in den Köpfen von Litteraten und Zeitungsschreibern das größte Unheil anrichten und auf alle noch vorhandene Begeisterungsfähigkeit der Massen wie ein lähmender Schlag wirken.

Selbst eine so einfache Beobachtung wie die, daß sich Reiche erheben und auflösen, daß politische kleinere Gebilde in größere verschmelzen und daß die größeren wiederum sich zu kleineren zersplittern,

bietet für das Nachweisen geschichtlicher Gesetze keinen Anhaltepunkt. Wollen wir daraus etwa ein Gesetz politischer Akkumulation folgern und auf Grund dieses ein politisches Programm europäischer Staaten-Vereinigung entfalten?

Ja, selbst der Versuch des Aristoteles, an der Hand so anscheinend einfacher und begränzter Begriffe der staatlichen Formationen, wie „Demokratie — Oligarchie — Aristokratie — Ochlokratie" eine Regelmäßigkeit der Wiederkehr zu erweisen, muß problematisch erscheinen in Rücksicht darauf, daß diese staatlichen Formen in Wirklichkeit eine solche Fülle von Differenzirungen aufweisen, von Abarten, bei denen die Begriffsbestimmung zum Spiele der Willkür und demnach zum Gegenstande müssigen Streites werden müßte [1]). Je einfacher zumeist die Regelmäßigkeit, oder sagen wir gleich das Walten eines geschichtlichen Gesetzes, erscheint, um so schwieriger, ja fast unmöglich erscheint die sichere Bestimmung der zu Grunde liegenden Einzelfaktoren. Wie einfach und plausibel dünkte doch die Lehre Hegels von der „These, Antithese und Synthese"! — Und wie bald empfand nicht die Geschichtswissenschaft selbst sie als willkürliche Konstruktion und suchte sich von ihr loszumachen.

Der Satz der alten Skepsis, daß jeder Schluß zuvor als Prämisse wiederum eines Schlusses bedürfe und somit die Sicherheit der Erkenntniß unter unseren Füßen weg in die Unendlichkeit sich verliere, trifft für die Geschichte gewiß zu. Mathematik und Philosophie können sich retten mit Axiomen, in der Geschichte giebt es wohl Thatsachen, aber keine Axiome, nur Kombinationen und Urtheile, welch' letztere ihren eigentlichen Werth ausmachen.

§ 7. Wenn es sich bereits als ein problematisches Unterfangen herausgestellt hat, die Beobachtungen an der Vergangenheit zur Auffindung von eigenen Gesetzen des Weltwerdens, speziell der Geschichte zu gebrauchen, so wird weiterhin unser Bedenken nicht vermindert werden, wenn wir ferner erwägen, ob die Anwendung von Hypothesen der Naturbeobachtung auf die Geschichte das postulirte Resultat mit erforderlicher Sicherheit ergiebt. Außer dem bereits im Vorhergehenden Erörterten kommen hier noch besonders charakteristische Gründe hinzu. Die Verschiedenheit des Forschungsmaterials ist zunächst zu bedenken. Naturwissenschaft und Geschichte sind, wenn auch die Kreislinien ihrer Gebiete sich oft berühren und schneiden — so in der Paläontologie und Prähistorie —, doch prinzipiell verschieden. Das Material der Geisteswissenschaften, also auch der Geschichte, ist der abstrakte Begriff, in welchen die Historie die Thatsache der Vergangenheit verwandelt, ihr Rüstzeug das nie von der Subjektivität abzulösende Werthurtheil. Die Naturwissenschaft hingegen ist als solche von Werthurtheilen befreit, ihr Material ist dafür anschaulich, sichtbar, die Eigenschaften der einzelnen Gegenstände gestatten in ihrer Wahrnehmbarkeit und Begränzung eine hinreichende, rein objektive Vergleichung, wobei theilweise unter gewissen Bedingungen eine Erprobung der Lehrsätze durch das Experiment, das sogar der Botanik und Zoologie — z. B. in der Züchtung der Spielarten — offen steht.

Der Begriff „Wasserstoff" ist fest begränzt, empirisch bestimmt und erweisbar, Begriffe, wie „Demokratie, Nominalismus, Helldunkel, Drama, Epos, Symphonie, Andante, Allegro [2]) rc. sind es

1) Vergl. Paulsen, Ethik II, 4 Kap. 2, S. 812 u. ff.

2) Wie hier die Zeit verschoben hat, ist aus der Musikgeschichte klar zu ersehen. Man bemüht sich jetzt, gegenüber den Willkürlichkeiten des Orchesters die alten Klassiker metronomisch zu bearbeiten. Wo aber der Schöpfer selbst die metronomische Angabe unterlassen hat, da herrscht eitel Streit und Gezänke.

nicht, sie lassen in gewissem Spielraume der Terminologie, der subjektiven Anschauung freie Willkür, sie verschieben sich im Laufe der Zeiten inhaltlich hin und her, oft bis zur allmählichen Umkehr ins Gegentheil [1]), weshalb man denn in den Geisteswissenschaften nicht mit Formeln zu operiren vermag, dagegen von jeher auf stets zu wiederholende Begriffsbestimmungen dringt. Die Gegenstände, die der naturwissenschaftlichen Betrachtung unterliegen, stehen an und für sich da, sind in ihren Qualitäten bestimmt, die der Geisteswissenschaften dagegen nicht, stehen in unendlichen Beziehungen zu einander, in einer unendlichen Abhängigkeit, die den Inhalt der Begriffe wesentlich tangirt; die Richtungen der Fäden, die sie aneinander reihen sollen, sind unendlich viel, wie die Radien eines Kreises.

Der Naturwissenschaft ist das Individuum bloßes Exemplar; es kann ihr auch in leblosem Zustande — im Museum konservirt — Gegenstand der eingehenden Forschung sein, wenn nicht das Leben des Individuums — etwa seine organischen Funktionen oder seine Lebensgewohnheiten, beobachtet werden sollen; der Geisteswissenschaft ist das Individuum mehr, unendlich mehr! Ihr ist das Individuum der Ausdruck der Persönlichkeit, eines Komplexes von Gefühlen und Gedanken, von Thaten und Leistungen, von Leiden und Freuden, Größen und Schwächen. Ihr gilt es, das Individuum nicht zu verallgemeinern, in Art und Spezies zu fassen, sondern seine Einzigartigkeit herauszuheben, was die Menschenbrust bewegt und schwellt, auf gleichgestimmte Saiten zu übertragen. Hier versagen Mikroskop, Lanzette und Wage; hier beginnt das Reich der Imponderabilien, die gewichtigsten Faktoren im Leben des Homo sapiens! — Das Mikrometer, mit dem wir die Distanzwinkel der Gestirne messen, versagte dem Kunstwerke gegenüber [2]). Erst kürzlich erlebte man ein seltenes und in gewissem Sinne ergreifendes Schauspiel. Man glaubte, die längst vergessene Grabstätte Bachs wiedergefunden zu haben. Man überwies den muthmaßlichen Schädel des Künstlers einem hervorragenden Gelehrten zur Untersuchung und dieser vermochte durch exakte naturwissenschaftliche Methode einen hohen Beweis für die Wahrscheinlichkeit der Echtheit aufzubringen. Nicht weit aber von dem Hause, wo der augenlose Schädel des Meisters nach langem Versunkensein aufbewahrt lag, sprach der nie versunkene Geist Bachs lebendig aus der Matthäuspassion zur tief ergriffenen Gemeinde. Dort das anthropologische, hier das geistige Individuum! Für die Disziplinen des Geisteslebens bleibt das imponderabile geistige Individuum reservirt — und in der Geschichte ist das Individuum ewig belebt, ja, sie muß es aus dem Grabe hervorholen und mit neuem Leben willkürlich, aber seelenvoll erfüllen. Das „Leben“, das für die Geisteswissenschaft all' ihren Stoff in der Ueberfülle des Inhaltes bedeutet, ist für die Naturbetrachtung nur ein äußerliches Aggregat.

Uebertrügen wir aber die Theorien der Naturwissenschaft, wie sie sich dieser aus ihrem speziellen Stoffe und der damit verbundenen Betrachtungsweise von selbst darbieten, so würde gewiß zuerst erwogen werden müssen, ob man nicht zu einem falschen Maßstabe greift, Flüssiges mit der Elle messen wolle. Es würde z. B. manche schiefe Auffassung zu Tage kommen, wollten wir die Lehre vom Kampf ums Dasein rc. ohne weiteres aufs geschichtliche Gebiet, vielleicht der Weltanschauung oder

---

1) cf. Sigwart, Logik I, S. 47 rc.

2) Die Meinung Zeisings, daß das ästhetische Wohlgefallen an Kunstwerken auf mathematische Verhältnisse zurückzuführen sei, hat sich, der Relativität der Messungsörter wegen, nur für einfachere Objekte als anwendbar erwiesen und wenn man auch an dem Gedanken als solchem Gefallen haben kann, so ist er doch nicht in dem Sinne eines allgemein gültigen Gesetzes zu verwerthen.

der Politik, hinübertragen. Man ist gar zu leicht dazu geneigt, jeden Wandel im geschichtlichen Geschehen als ein Walten geschichtlicher Auslese i. e. „Fortschritt“ zu betrachten und das Verschwinden einer Erscheinung sogleich mit dem „Kampfe ums Dasein“ zu erklären und zu sanktioniren. Allein wir stehen unserem Dasein doch noch mit etwas anderem Interesse gegenüber als dem Thierdasein, so wie es sich, dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend, uns darstellt. Trotz aller betonten Einheit der Stammeszugehörigkeit ist zwischen Menschenthum und Thierreich für unser Empfinden noch eine weite Kluft vorhanden, der Mensch ist uns nicht bloß anthropologisches Objekt, er ist uns Nebenmensch, ein brüderliches Geschöpf, die Saiten in seinem Innern klingen in unserer Brust wieder, wir sind mit ihm Eins, nicht wegen einer in graue phylogenetische Theorie hinein sich verlierenden äußeren Stammesgemeinschaft, sondern vielmehr wegen eines gemeinschaftlichen Lebensinhaltes, eines gemeinsamen Ethos, das uns zu einer Fülle von inneren Beziehungen zwingt', deren wir uns gar nicht entschlagen können, dessen wir, im Wesentlichen wenigstens, der Thierwelt gegenüber frei sind. Wir beobachten den Kampf einer Spinne mit einer Fliege und sehen unintereſſirt dem Tödten zu, aber welche Gefühle lösen sich aus, wenn wir die schurkischen Manipulationen eines Wucherers mit seinem Opfer in Erfahrung bringen! Was wir dort im instinktiven Naturleben einfach als Thatsache registriren, das regt hier unser ganzes sittliches Empfinden auf; mit Recht und Pflicht nehmen wir uns des wirthschaftlich Schwachen an. Und doch, wie leicht kann unser Rechtlichkeitsgefühl, unser Pflichtbewußtsein geschwächt werden durch eine Weltanschauung, die in leichtfertiger Oberflächlichkeit die Maximen der Naturbetrachtung herüberholt und mit Achselzucken die Vergewaltigung eines wirthschaftlich oder intellektuell schwächeren Menschen gegen einen mächtigeren, ethisch tiefer stehenden geschehen läßt, ja wohl menschliche Brutalität und Infamie als metaphysisch sanktionirt betrachtet. Die Tragweite dieser Beziehungen für die Ethik und die sich daraus ergebende unterschiedliche Bewerthung der Gebiete wird weiter unten Gegenstand unserer Erörterung sein; zunächst sei versucht, auch bei der Erwägung äußerlicher, mehr formeller Eigenschaften die Trennung dieser Gebiete zu beleuchten und eine blinde und oberflächliche Einheitsmacherei abzuweisen. — Auch im Geistesleben und demzufolge in dessen Projektion, der Geschichte, beobachten wir einen gewissen Wechsel, ein Auftauchen und Verschwinden, eine Succession der Erscheinungen. Auf das Griechenthum folgte die Römerherrschaft, auf die Antike das Christenthum, auf Perugino Raphael, auf Leibnitz Kant. Das Eine ist hinter dem Anderen zurückgetreten, Griechenthum und Römerthum haben buchstäblich miteinander gekämpft unter Strömen Blutes, aber kann hierbei von einem „Kampfe ums Dasein“ die Rede sein, wie ihn die Naturwissenschaft versteht?

Im dritten Kapitel seiner „Entstehung der Arten“ giebt Darwin eine Definition dieser Lehre, wie folgt[1]): „Ich muß bemerken, daß ich den Ausdruck „Kampf ums Dasein“ in weitem und metaphorischem Sinne gebrauche, die Abhängigkeit des einen Geschöpfes vom andern und, was von größerer Wichtigkeit ist, auch jene Zustände inbegriffen, von denen nicht nur das Leben des Individuums, sondern auch seine Fähigkeit, Junge zu erzeugen, abhängen. Zwei Wölfe, die, von Hunger getrieben, um eine Beute miteinander kämpfen, sie kämpfen den Kampf ums Dasein. Eine Pflanze, die in einer Sandwüste wächst, kämpft für ihr Leben gegen die Dürre, obwohl man ebenso gut sagen könnte, daß

---

1) Citirt nach der Gärtner'schen Uebersetzung.

sie von der Feuchtigkeit abhängig sei. Eine Pflanze, die jährlich tausend Samenkörner erzeugt, wovon nur ein einziges zur Pflanze wird, kämpft gegen die Pflanzen derselben Art und anderer Arten, die bereits den Boden bedecken." — — „Der Kampf ums Dasein ist eine nothwendige Folge des Strebens aller organischen Wesen, an Zahl zuzunehmen. Jedes Wesen, welches während seiner natürlichen Lebenszeit mehrere Eier oder Samenkörner hervorbringt, muß in einer gewissen Periode seines Lebens vernichtet werden, oder, wenn dies nicht geschähe, würde seine Zahl bald in Folge der geometrischen Zunahme zu einer solchen Höhe anwachsen, daß kein Land groß genug wäre, sie alle zu fassen. Deshalb muß, wenn mehr Individuen erzeugt werden, als möglicherweise am Leben bleiben können, ein Kampf ums Dasein entbrennen, ein Kampf des einen Individuums gegen das andere derselben Art oder gegen die Individuen anderer Arten, oder gegen die natürlichen Bedingungen des Lebens."

Wollte man nun im Geistesleben von einem „Kampfe ums Dasein" reden, so würde beim ersten Versuche, die Maxime anzuwenden, das Schiefe des Vergleiches sofort auffallen. Im geistigen Leben stehen die Faktoren sich unter ganz anderen Verhältnissen und Bedingungen gegenüber. Zunächst fällt die Massenproduktion weg; das Geistesleben produzirt sich nicht in der Weise, daß eine Vermehrung in geometrischer Progression zu Bedenken Anlaß gäbe, auch findet keine Vernichtung etwa der Ideen untereinander oder gegeneinander statt. Zudem kommt noch der Umstand hinzu, daß dem geistigen Produkt überhaupt nur in metaphorischem Sinne ein „Untergang" zugedacht werden kann. Ein Thier, ein thierischer Keim kann untergehen, vernichtet werden, eine Idee, ein Gedanke, ein Kunstwerk hat keine individuelle und materielle Existenz[1]), der Vergleich ermangelt des gemeinsamen Bodens. — Wenn auf Leibnitz Kant, auf Perugino Raphael folgte, so mag auch in gewissem Sinne der Ausdruck gestattet sein, daß der Eine den Anderen „überwunden" und „geschlagen" habe. Allein wenn auch in übertragenem Sinne von einem Kampfe der Geister miteinander gesprochen wird, so darf doch nicht vergessen werden, daß hier ganz andere Beziehungen, Motive und Erscheinungen lebendig sind, als wie sie im Naturleben gedacht werden, daß, wenn in einer gewissen Entäußerung des geistigen Lebens ein Wechsel, eine Erhöhung eingetreten ist, das geschichtlich Vorangegangene nicht in dem Sinne untergegangen ist, wie wir es im Naturleben verstehen. Der „Dudu" ist im „Kampfe ums Dasein" untergegangen, das heißt, kein Dudu ist mehr lebendig und es wird auch keiner wieder lebendig werden. Allein die Thaten des Geisteslebens, die edelsten Früchte der Geschichte, sind und bleiben lebendig, auch wenn scheinbar der Strom der Zeit an ihnen vorbeirauscht und die Schächte der Vergangenheit verfallen und verlassen sind. — Neben Kant ragt Leibnitz noch heute als ein Gipfel menschlicher Geisteskraft, zwingt uns zur Bewunderung und wirkt fruchtbar weiter; mag Raphael und Lionardo die Kunst der Vorgänger um das Hundertfache übertroffen haben, noch heute ergreift uns die schlichte und naive Kraft Giottos wie die Feinheit Pinturicchios.

Gehen wir dem „Kampfe ums Dasein" im Geistesleben auf den Grund, so finden wir nichts weiter, als eine ziemlich grobe Uebertragung einer naturwissenschaftlichen Theorie auf falsches Gebiet; es bleibt nichts weiter übrig, als der Wechsel der Erscheinung, der überall uns entgegentritt, hier aber mit einem unpassenden Namen belegt ist. Die Eigenartigkeit dieses Wechsels zu beobachten, die stete Kom-

---

1) Wo das sichtbare Kunstwerk z. B. zu Grunde geht, durch Feuer oder elementare Gewalt, kann im Ernste nicht von einem Untergange im Sinne jener Theorie gesprochen werden.

bination von Altem zu Neuem, den schöpferischen Willen in seiner Schmiedewerkstatt zu belauschen, das muß Gegenstand der Geisteswissenschaften selbst sein, eine beobachtende Weltanschauungslehre wird uns zweifellos das Walten geistiger Kräfte als etwas Anderes offenbaren, als einen Beutekampf hungriger Wölfe um ein Raubthier-Dasein.

Wie weit die Kampf ums Dasein-Theorie für die Naturwissenschaft zu gelten hat und zu verwerten ist, mag jene selbst entscheiden; die Frage wird zuletzt in ein Für oder Wider den Malthusianismus hinauslaufen; für die Geisteswissenschaften kommt es darauf an, eine unpassende und ungenügende fremde Anschauungsweise zu entfernen, das aber, was man darunter barg, frei und selbständig ans Tageslicht zu bringen und eingehender zu prüfen.

Eine auf Beobachtung gegründete systematische Weltanschauungslehre wird sich bemühen, die unendlich feinen Beziehungen des Lebens mit fleißiger Forschungsarbeit zu erhellen, allein daß ihren Kombinationen und Motivationen nicht der Begriff „Gesetz“ zuerkannt werden darf, darauf haben wir bereits oben hingewiesen. Sicher aber wird sie die Beobachtung nicht außer Acht lassen, daß das Bild vom „Kampfe“ nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen ist, denn je höher und edler sich das menschliche Geistesleben emporzuschwingen vermag, um so höher wird auch die nothwendige Anerkennung des Fremden, des Andersgearteten steigen, häßliche und unbescheidene Rechthaberei einer edlen Duldung weichen, der friedvollen würdigen Hochachtung, welche stets das wahre Zeichen geistiger Größe ist.

Daß man den Versuch machte, die theoretische Betrachtung der Geschichte mit der theoretischen Naturwissenschaft ineinander zu verrühren, hat seine gewichtigen Ursachen. Die Gedankenrichtung der Zeit drängte darauf hin, endlich alle Welt in Eins zu fassen. Die Einheit der Welt als Wurzel aller Erscheinungen ist ein nothwendiges Postulat der theoretischen Vernunft und der Reiz, die Verlockung, diese Einheit in kühnen Strichen zu entwerfen, ist um so mächtiger, je leichter im Verhältnisse die Aufgabe ist, je mehr man sich mit Umrißlinien im Großen und Ganzen begnügen kann, je mehr auf dem Bilde weißes Papier übrig bleiben darf, es würde aber schwieriger, um nicht zu sagen unmöglich, werden, wenn die weißen Stellen fein schattirt und koloristisch detaillirt werden sollten. Die Farbe würde ausgehen: non possumus, quod ignoramus.

Die Einheit bleibt in Gedanken stehen, wenngleich als Postulat. Aber was die Phantasie uns vorzeichnet, ist nichts Anderes als ein künstliches, wenn auch künstlerisches Bild. Es ist eine Frage für sich, ob sich das ignoramus zu einem ignorabimus auflösen wird — Thatsache bleibt, daß, wenn wir das zeitherige Wissen kartographisch aufnehmen wollten, ungefähr ein Bild, gleich dem Australiens, herauskommen würde: vollschraffirte Ränder und in der Mitte eine reine, weiße, jungfräuliche Fläche.

Allein in forschungsreger und forschungsfroher Zeit ist man nicht gern zu skeptischen Erwägungen geneigt; der Stolz des Besitzes wendet den Blick von dem ab, was man noch nicht hat, das Zeitbewußtsein klügelt nicht gern darüber nach, in welche Fernen sich das unbekannte Land zu erstrecken vermag. Ein Punkt genügt, um von ihm aus mit raschem Zug und Flug die ganze liebe Welt zu silhouettiren. Das war ehedem so, als religiöse Phantasie und Spekulation Erde und Himmel in ein Bild brachte, und das reizt auch heute noch die denkende Phantasie. Nur geht der kühne Zug der Hand nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt.

Der Ausgangspunkt, den man heute nimmt, findet man da, wo die Natur anscheinend ihren Schleier ein wenig gelüftet hat, — wo es gelang, ihre Erscheinungen in den Erkenntnißformen von

„Gesetzen" mit relativ hoher Objektivität zu fassen. Was war natürlicher, als mit dem Begriff „Gesetz" über dessen eigentliches Gebiet hinaus zu operiren und die groß' und kleine Welt damit zu umfassen? Die Wirkung war frappant genug, denn das weiche und jedem Druck nachgiebige Material fügte sich der Schablone anscheinend vortrefflich. — Aber erwägen wir als letztes, und zwar wiederum prinzipielles Moment, ob sich nicht eine Begriffsverschiebung dabei eingeschlichen hat.

§ 8. Auch der Begriff „Gesetz" ist dehnbarer und dünner geworden, ist zum Kautschukbegriff geworden. Und auch er weist einen anthropomorphen Charakter deutlich auf [1]). Der Begriff scheidet sich dem modernen Bewußtsein in einen doppelten Inhalt: In die Wirkformen des Geschehens, *ἀναγκαι*, und die Vorschriften des Handelns, *νομοι*, Naturgesetz und Sittengesetz im weitern Umfange der Bedeutung. Der Begriff des Nomos war der ursprüngliche, die Weltanschauung hypostasirte ihn, und zwar mit Hilfe religiöser Vorstellungen, in die Welt der Erscheinungen überhaupt, in dem Kosmos. Die Welt als Schöpfung oder Emanation der Gottheit entfaltet sich nach einem Soll, durch das göttliche Wesen bestimmt ist. Die Natur gehorcht den Befehlen der Gottheit. — In der religiösen Auffassung der Dinge treffen transcendent das Soll des menschlichen Lebens wie des Naturlebens in der Einheit der Weltidee zusammen.

Allein je mehr die Weltanschauung das theistische Prinzip aus dem Naturleben eliminirte, verblaßte der Gedanke eines „Soll", und das Geschehen, die natürliche Erscheinung stand zuletzt einfach für sich, selbständig da, die Beobachtung prägte die Regelmäßigkeit des natürlichen Geschehens zu selbständigen Wirkformen aus, mit dem Charakter des Naturgesetzes. „Erst die Neuzeit rückte das Gesetz in den Mittelpunkt der Forschung. Ihrem Verlangen, die Welt aus sich selbst zu verstehen, kann das Gesetz nur eine Erweisung der eigenen Natur der Dinge bedeuten. — Dem Alterthum gegenüber aber verschiebt sich der Kern der wissenschaftlichen Arbeit von der Synthese in die Analyse" [2]).

Als Naturgesetz wird die Formulirung eines natürlichen Geschehens anerkannt, welches sich unserer direkten Beobachtung dadurch zu erkennen giebt, daß in einer Gleichförmigkeit des Geschehens einer stets gleichen Ursache eine stets gleiche Wirkung folgt, oder: daß aus einem stets gleichen Zustand, bei Hinzutreten einer stets gleichen Veränderung, ein stets gleicher zweiter Zustand eintritt. Der Begriff des Naturgesetzes schließt ein und verlangt die Regelmäßigkeit der Erscheinungsfolgen in der Permanenz, erfordert die Gültigkeit für jede Zeit [3]). Wenn wir in eine U-förmig gebogene Röhre beim

---

1) Eucken, Grundbegriffe der Gegenwart, 5. Aufl., „Gesetz" S. 173: „Der Begriff Gesetz ist von dem menschlichen Handeln auf die Natur übergegangen, kommt hier zu mächtigster Entwickelung und kehrt nach erheblicher Umbildung und mit neuen Ansprüchen endlich zum Menschen zurück. Er ist ein Beispiel der allgemeineren Erscheinung, daß der Mensch sein eigenes Thun in die Welt hineinträgt, es damit aber unter neue Einflüsse bringt und schließlich das Eigene in neuer Gestalt und mit umwandelnder Kraft wiederempfängt." — Auf diese Abhandlung ist auch im Weiteren hier noch öfters Bezug genommen worden.

2) Eucken, a. g. O. S. 175.

3) Auch die durch Beobachtung gefundenen, durch die Erfahrung stets kontrollirbaren Naturgesetze sind nur von begränzter Gültigkeit. Doch sind diese Gränzen nur von den Gränzen der Erfahrung abhängig, so daß das Gesetz als solches bestehen bleibt und nur seine spezielle Wirksamkeit beschränkt oder seine Einzelanwendung verfeinert wird. So bleibt das Gesetz der Gravitation als solches bestehen, wenngleich neuere Beobachtungen seine universelle Gültigkeit, d. h. außerhalb unseres Planetensystems und in Rücksicht auf die Anziehung von Massen in unermeßlich großen Räumen, in Frage stellen. (cf. H. Seeliger, „Ueber das Newton'sche Gravitationsgesetz" in Astronom. Nachrichten, Bd. 137, Nr. 9; ferner Asaph Hall, „A Suggestion in the Theory of Mercury", Astronomical Journal, Bd. XIV, Nr. 7.)

Schenkel A eine Flüssigkeit füllen, so steigt diese Flüssigkeit so lange im Schenkel B, bis sie das gleiche Niveau erreicht hat. Das soll für alle Zeiten bestehen. Ebenso werden die Gesetze chemischer Verbindung in Permanenz erklärt. Wollte man in gleicher Weise von Gesetzen geschichtlichen Geschehens sprechen, so müßte vorausgesetzt werden 1) die Erkenntniß stets gleicher Ursachen und Wirkungen und 2) die Permanenz des Geschehens.

Die Naturgesetze offenbaren eine zwingende Nothwendigkeit, weil sie nur eine einzige Möglichkeit offenbaren; sprechen wir nun von „Gesetzen" der Geschichte, so ist unmittelbar postulirt, daß es gelingen müßte, den komplizirten, imponderabilen Stoff der Historie auf die Regelmäßigkeit konstanter Wirkformen zurückzuführen, ihn zu Naturgesetzen umzuprägen, was, wie wir oben dargelegt haben, in Rücksicht auf den Unterschied des Materials und seiner Bearbeitungsmethoden ein irrthümliches Verlangen ist.

Die Naturwissenschaften stützen sich auf die äußere Erfahrung, können nach Belieben oft durch Probe ihre Gesetze kontrolliren, zukünftige Ereignisse (wie z. B. Konstellation der Planeten und Trabanten, Wirkungen von Dampf, Elektrizität, von Explosivstoffen u. s. w.) bestimmen, während Prophezeihungen geschichtlicher Dinge stets mit Mißtrauen aufgenommen werden und ihnen die Berechtigung, unter der Flagge der Wissenschaft zu segeln, stets aberkannt wurde[1]): „Die Unfähigkeit, die Zukunft vorauszusagen, illustrirt am deutlichsten das Fehlen eigentlicher Gesetze."

Des Weiteren müßte da, wo im Ernst von „Gesetzen" des geschichtlichen Geschehens gesprochen werden soll, die Gültigkeit der Gesetze, eben um ihrer Gültigkeit und ihres gesetzlichen Charakters willen, in Permanenz stattfinden. Wie verhielt sich nun diese permanente Gültigkeit zur „Entwickelung?", zum Fortschritt? Die Wissenschaft würde auch hier dastehen: in der einen Hand ein Bündel „Gesetze", als Repräsentanten der Stabilität, in der anderen die Theorie des „Fortschrittes", die unter die „Gesetze" unterzubringen eben schlechterdings unmöglich ist.

Wo man auf dem weiten Gebiete der Geschichte „Gesetze" gefunden zu haben glaubte, handelt es sich immer nur um gewisse einheitliche Beobachtungen am Material der Vergangenheit, die Auffindung gewisser, der Beobachtung sich zeigender Regelmäßigkeiten verleitete dazu, die erscheinende Regelmäßigkeit als Manifestation eines den Dingen zu Grunde liegenden „Gesetzes" zu erkennen und daher ein solches zu supponiren. Dieser Irrthum hat seine Ursachen einestheils in der Annahme einer objektiven Erkenntnißmöglichkeit der Vergangenheit und anderntheils in einer Dehnung des Begriffes, die erklärlich und wohl entschuldbar, aber von sehr nachtheiligen Folgen sein kann, denn die Begriffsverschiebung wirkt verwirrend wieder auf die allgemeinen Anschauungen zurück.

„Eine zu laxe und liberale Verwendung von „„Gesetz"" droht das Problem mit der Lösung, den Anfang der Forschung mit ihrem Ende zu vermengen. — — Es haben oft die gewagtesten, keckten Behauptungen — freilich mehr außer als in der Naturwissenschaft — weite Zustimmung gefunden, weil sie sich zuversichtlich unter dem Namen eines Gesetzes einführten. Endlich hat seine zu liberale Verwendung dazu gewirkt, sehr verwickelte Probleme, vornehmlich auf dem Gebiet der Biologie, als einfache, keiner weiteren Auflösung bedürftige erscheinen zu lassen und damit den Antrieb zu weiterer

---

1) Das so wichtige Problem: „Inwiefern und wie weit sind Analogieschlüsse zu verwenden", wird in einer ausführlicheren Behandlung des Stoffes erörtert werden.

Forschung abzustumpfen. Bisweilen erschien hier wie eine Lösung, was nicht viel mehr war, als eine Formulirung des Problems."

Bei der Aufstellung von geschichtlichen „Gesetzen" ist aber des Weiteren noch die große Gefahr vorhanden, daß ein unter der Flagge des „Gesetzes" segelndes Beobachtungsresultat die andere Art von „Gesetzen", die Sittengesetze, beeinflussen und ihre Postulate untergraben könne. Nicht Alles, was geschehen ist, ist sittlich, auch nicht Alles, was die menschliche „Natur" bisher in gewisser Regelmäßigkeit enthüllt hat: Ungerechtigkeit, Unterdrückung des Einen durch den Andern, Krieg, Grausamkeit, Mord rc. Aus der Vergangenheit wie der „menschlichen Natur" die Nothwendigkeit kriegerischer Massentödtung, Eigenthumsvernichtung und dergleichen zu folgern, wäre höchst bedenklich und dem „Fortschritte" direkt zuwider.

„In der Natur vollzieht sich das Geschehen unmittelbar und ohne Widerstand, bei Seele und Geist aber erfolgt die Ausführung der Normen nicht ohne das Bewußtsein und die That des Menschen. Aus dem bloßen Geschehen wird hier ein Sollen. So schon beim Denken. Denn es könnte keinen Irrthum geben, wirkten die Denkgesetze ohne alle Hemmung oder Trübung."

Wir werden in einem der folgenden Kapitel den Unterschied zwischen Sitten- und Naturgesetz noch weiter zu betonen haben; hier sei nur daran erinnert, daß die Weltanschauung der Gegenwart gebieterisch die Gränzen zwischen den einzelnen Inhaltsthatsachen von „Natur-" und Sittengesetz aufrecht zu erhalten verlangen muß [1]); die Wirkformen des Geschehens sind lediglich Sache der Naturwissenschaft, die sittlichen Postulate Gegenstand der selbständigen Ethik. „Ihre Sätze sind nicht der Ausdruck dessen, was irgendwo als Recht oder Sitte besteht, sondern der Forderungen, die als Normen der menschlichen Willensthätigkeit aus der Idee des Menschen hervorgehen [2])." Eine Wiedervereinigung der getrennten Inhalte des Begriffes, die Herleitung des Sittengesetzes aus „Naturgesetzen" — wie es z. B. der Gedanke Schleiermachers war — ist ein nur theoretisches Postulat einer monistischen Weltanschauung; an eine Erfüllung sich zu wagen, wäre nur möglich, wenn alles Welt-Werden und Geschehen klar vor unsern Augen sich enthüllte, wenn selbst der letzte Schein eines „ignorabimus" vor einem unendlichen „scimus, certo scimus" gewichen wäre.

Die Auflösung des Stoffes der Geisteswissenschaften in Naturwissenschaft erscheint nicht möglich; wohl wünschen und glauben wir, besonders in der Weltanschauung unserer Zeit, einen geheimnißvollen Zusammenhang — allein die thatsächliche Vereinigung rückt um so mehr in die Ferne, je näher wir dem Problem treten; es es hierbei so, wie mit der „Einheit von Körper und Geist", das „das hartnäckigste aller Probleme ist" [3]). — Einstweilen müssen wir dem großen Kant wohl gehorchen, der zwischen beide Gebiete einen kategorischen Riegel schob und das Sittengesetz durchaus selbständig stellte [4]).

Es ist bemerkenswerth, daß die Geschichtswissenschaft selbst, die sich kaum erst aus den Träumen einer Universalhistorie — wie Herder, Schiller oder Schlosser sie versuchten — und aus der reinen

---

1) Vergl. Zeller, Ueber Begriff und Begründung sittlicher Gesetze, Abh. der Berl. Akad. d. Wissensch., 1882, 2, II.

2) Ebenda.

3) Siehe Liebmann, Analysis der Wirklichkeit, S. 12.

4) Eine Rechtfertigung der Kant'schen Meinung gegenüber der Schleiermachers siehe bei Zeller, a. g. O.

Kärrnerarbeit, der Thatsachen-Eruirung, verbrämt mit den Gespinnsten philologischer Kritik, zu einer selbständigen Wissenschaft herauszuarbeiten beginnt, sich mit Protest gegen eine Verschiebung und Verwischung der Arbeitsgebiete wehrt, gegen das Hineintragen spekulativer wie naturwissenschaftlicher Tendenzen[1]).

Droysen sagt: „Wenn trotzalledem Buckle den „Fortschritt" in der Geschichte erkennt und unermüdlich ist ihn als das eigentliche Wesen der Welt in dem Leben der Menschheit zu bezeichnen, so ist das zwar sehr dankenswerth, aber weder in der Folgereihe seiner Erörterungen begründet, noch folgerichtig durchgeführt.... Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist dem Gesichtspunkte nach, unter dem sie die Erscheinungen faßt, in anderer Lage. Sie sieht in den Veränderungen, die sie beobachtet, bis zu den Aequivalenten der Kräfte hinauf nur das im Wechsel Gleiche und Bleibende, und die vitalen Erscheinungen interessiren sie nur, in so weit sie entweder in Perioden oder morphologisch sich wiederholen; in dem individuellen Sein sieht und sucht sie nur entweder den Gattungsbegriff oder den Vermittler des Stoffwechsels. Indem sie den Begriff des Fortschrittes — Darwins Entwickelungstheorie ist der stärkste Beweis dafür — ihrer Methode nach von sich ausschließt, — den Fortschritt nicht in ihrer Erkenntnis, sondern als Moment in dem, was sie erkennen will, — so hat sie weder eine Stelle noch einen Ausdruck für den Zweckbegriff, sie stellt ihn außer Rechnung, indem sie ihn theils zur Nützlichkeit degradirt und die alte Lessing'sche Frage offen läßt, was denn der Nutzen des Nutzens sei, theils unter Formen wie Ewigkeit der Materie, Entwickelung u. s. w. anderen Methoden als Problem überreicht"[2]).

Es dürfte sich somit ergeben, daß die Lehre von einer fortschreitenden „Entwickelung" nicht als das unanfechtbare Endergebniß einer objektiven Erkenntniß der Dinge außer uns, als das uns erkennbare Gesetz der Gesetze der Außenwelt zu gelten hat, sondern lediglich als ein rein subjektives Moment unserer Betrachtung, in die Außenwelt hineingetragen, nicht aber unmittelbar aus ihnen gewonnen. Das Prinzip ist hier kein „Gesetz", sondern ein Dogma, ein Glaubensartikel, eine Maxime. Es vermag wohl das Erkennen und Wissen zu beherrschen und zu leiten, allein es ist nur äußerlich und willkürlich mit ihm verbunden, wie ein buntes Glas, das wir vor unser Auge halten können, oder auch nicht. Der Weltanschauung des Alterthums war es fremd; und doch war jene reich an Wissen und reich an Erkennen, und auch heute kann Wissen und Erkennen, unabhängig davon, einhergehen. Und auf diese Erkenntniß kann nicht genug Werth gelegt werden; denn die Weltanschauung erscheint nun nicht mehr in enge Gränzen gebunden, in das Sklavenjoch einer fertigen Theorie gefesselt, sie kann frei sich erheben, mit dem Prinzipe oder über dieses hinaus, jedenfalls aber kann sie mit eigener Kraft, ohne sich an den entgegengehaltenen „Thatsachen" und „Gesetzen" den Kopf einzustoßen, über die Mängel eines leitenden Prinzips hinweg schwingen, neue Ziele und Postulate suchen und bringen. Sie ist geblieben, was sie von jeher war: Frei! Und wenn sie auch nach wie vor noch „in der Luft hängt", so ist sie damit den himmlischen Gefilden nicht entrückt und kann von den Sternen holen, was

---

1) Zu verweisen auf: Lorenz, Geschichtswissenschaft, 2 Bde., Berlin 1886 u. 1891; Brückner, „Zur Geschichte der Geschichte", Baltische Monatshefte 1866 und Droysens Kritik der „History of civilisation in England" von Buckle, unter dem Titel „Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft" i. d. Sybel'schen Historischen Zeitschrift, Bd. IX, 1863. — Besonders das erstgenannte Buch ist der Verfasser, mit dem Gefühle aufrichtigen Dankes zu erwähnen verpflichtet.

2) a. g. O. S. 19.

sie für die Zukunft nöthig hält. Ihr Edelstes ist ihr geblieben: das Letzte in ihr und der Welt überhaupt, der Wille, und das Wissen ist nur sein Aggregat.

Allein, wenn das Prinzip nicht nachweisbar ist, fällt damit seine Bedeutung überhaupt; ist darüber der Stab zu brechen, weil seine Fundamente nicht auf die Evidenz unumstößlicher äußerer Thatsachen gegründet sind? Haben die Weltanschauungen vorangehender Perioden nicht ebenso dieses Fundamentes entbehrt? Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß man sich ihrer entrathen und entschlagen konnte?

Wenn der Weg auch hier in einer Sackgasse endete, weist uns dieser Umstand nicht vielmehr darauf hin, einen andern einzuschlagen?

Zweiter Theil.

§ 9. Wir sehen, daß von der Entwickelungslehre nichts weiter uns verblieb, als ein Glaubenssatz, auf den die Zeit ihre Weltanschauung erbaut hat. Als solchem wollen wir ihr im Verlaufe unserer Erörterung näher treten, seine Konsequenzen aufsuchen, in der Hoffnung, wenigstens in diesen engen Gränzen zu Gesichtspunkten zu gelangen, die zur Klärung beitragen und vielleicht zu einer Annahme, wenigstens des Bekenntnisses, führen können.

Zuvor aber wollen wir der Frage näher treten, wie der „Fortschritt", an den zu glauben sei, sich überhaupt denken läßt. Die allgemeine Ansicht, wie sie sich aus den Meinungen und Tendenzen der Naturwissenschaft sowie der sogenannten „Kulturgeschichte" bildet, ist geneigt, im Fortschritte ein Aufsteigen zu höheren Formen der Individualität zu sehen, demzufolge eine Erhöhung des Gattungsdurchschnittes in jeder Richtung eintreten müsse, also sich nicht nur die Resultate von Technik und Geschicklichkeit erhöhen, sondern das gesammte Menschenthum, soweit es sich in geistigen und seelischen Kräften zeigt. Die intellektuellen und moralischen Unterschiede prähistorischer Völker gegenüber den jetzt die Welt beherrschenden Europäern scheinen dies unmittelbar darzuthun; allein wenn wir die Abstände verringern, wenn wir das der Naturforschung verbleibende Gebiet der Prähistorie, wo die Erkenntniß moralischer Qualitäten sehr unsicher wird, absondern und lediglich das Historische in Betracht ziehen, so wird der Nachweis schwierig, wenn nicht gar zweifelhaft. Kein Geringerer, als eben Kant war es, der diese Frage im verneinenden Sinne beantwortete:

„Neuer, aber weit weniger ausgebreitet, ist die entgegengesetzte heroische Meinung, die wohl allein unter Philosophen, und in unsern Zeiten vornehmlich unter Pädagogen Platz gefunden hat: daß die Welt gerade in umgekehrter Richtung, nämlich vom Schlechten zum Bessern, unaufhörlich (obgleich kaum merklich) fortrücke, wenigstens die Anlage dazu in der menschlichen Natur anzutreffen sei. Diese Meinung aber haben sie sicherlich nicht aus der Erfahrung geschöpft, wenn vom Moralisch-Guten oder -Bösen (nicht von der Civilisirung) die Rede ist; denn da spricht die Geschichte aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie; sondern es ist vermuthlich bloß eine gutmüthige Voraussetzung der Moralisten von Seneca bis zu Rousseau"[1].

---

1) „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft", 1. Stück. — „Die Natur des Menschen, die immer bleibt", Nachr. v. d. Einrichtung s. Vorlesungen 1765—66.

Und in unseren Tagen, wo die allgemeine Ansicht sich mit Vorliebe einer Bejahung der Frage zuwendet, hält sie der bekannte Darwinistische Naturforscher Wallace[1]) für problematisch, namhafte Vertreter der Geschichtswissenschaft, wie Ranke und Lorenz, verneinen sie.

Aber hier liegt, unseres Erachtens, das Kardinalproblem der ganzen Entwickelungslehre überhaupt, von hier aus hat die Entscheidung für die ganze Weltanschauung zu erfolgen, denn hier treten die einzelnen Strahlen in den Brennpunkt zusammen. Und dieser ist für eine jede Weltanschauung: die ethische Tendenz.

Was soll diese ganze Entwickelungslehre als Weltanschauung, wenn die Weltanschauung an ihrem wichtigsten Punkte, da, wo sie von einem Problem der äußerlichen Erscheinungswelt zu einem Probleme sittlichen Postulirens werden soll, versagt? Was soll das Prinzip der „Entwickelung" dem Menschen, wenn dieser selbst dem äußeren Prinzipe in vollem Widerspruche gegenübersteht, wenn für ihn die Stabilität gültig sein soll und er gezwungen ist, aus dieser heraus seine Moralgesetze zu stellen, seine Verhältnisse zu ordnen?

Hier erst kommt die ungeheure Tragweite der neuen Weltanschauung zur Geltung: das Für oder Wider unterscheidet zwischen zwei fundamental grundverschiedenen ethischen Anschauungen und Konsequenzen. — Bekennen wir uns zur Annahme der Stabilität der menschlichen Qualität, so folgt daraus die Annahme stabiler Moralgesetze für Individuum wie Gemeinschaft, ein theoretischer Konservatismus ist die einfache Folge davon und wir kommen — im Prinzipe — zuletzt dahin, wobei die katholisch-kirchliche Weltanschauung stehen blieb.

Aber wenn wir im Gegentheil die Ueberzeugung von einer prozessiv möglichen Erhöhung der gesammten menschlichen Qualität gewinnen könnten, dann erst wäre uns in dem Prinzipe einer „Entwickelung" wirklich eine neue Weltanschauung geboten.

Denn erst hier könnte das Individuum seinen vollen ethischen Werth für die Gemeinschaft finden, das Streben nach Veredelung eine Möglichkeit des Erfolges bieten, die Ethik aus dem Rahmen einer bloßen Tugendlehre zu den Zielen einer Sozial-Ethik erwachsen, das sittliche Individuum förderlich in den Dienst einer sittlichen Gemeinschaft gestellt werden, das Wollen hoher sittlicher Persönlichkeiten aus den Regionen erhabener Träume in die Gefilde edler Wirklichkeit herabsteigen, das Wort von der Erziehung des Menschengeschlechts keine bloße dichterische Phantasmagorie bleiben.

Allein so weittragend und verführerisch auch diese Anschauung sein mag, in der Form einer puren Phrase wird sie am wenigsten geeignet sein, Segen zu stiften. Und hier ist Klärung und kritische Abwägung erst recht nöthig.

Betrachten wir die Lehre von der Entwickelung in dem Sinne eines, der Welt immanenten Fortschrittes, so wird sich in dem oberflächlichen Zeitbewußtsein eine Stimmung entwickeln können, die gerade zum Gegentheil von dem gewünschten Ziele zu führen geeignet ist. Denn was wird einfacher sein als der Schluß, daß Alles, was geschieht, sogleich die Bedeutung eines „Fortschrittes" gewinnt? — Und gerade unter dieser eben so verderblichen wie willkürlichen Annahme leidet die Gegenwart un-

---

1) „Menschheitsfortschritt", Zukunft VIII, Nr. 43: „Schritt für Schritt ist die mathematische Wissenschaft seit Newtons Tagen unendlich vorgeschritten; aber dieses Vorschreiten beweist noch nicht, daß die heutigen Mathematiker ein größeres mathematisches Genie besitzen und wirklich größere Mathematiker sind als Newton und seine Zeitgenossen.

säglich und es ist, nicht so ganz mit Unrecht, das Wort von einem „Fortschrittsdusel" ausgesprochen worden, dem auch ein entsprechender Rückschlag gefolgt ist. Wenn man so ohne Weiteres annimmt, daß das zeitlich Folgende zugleich der qualitativ Höhere sei, so ergeben sich zwei sehr ernste Gefahren: zum ersten: Der allgemeine Optimismus solcher Stimmung wird in ethischer Beziehung gerade das Gegentheil von dem Beabsichtigten erzeugen: statt die sittlichen Kräfte anzuspornen, wird, im Angesichte von dem Dogma eines perennirenden Fortschreitens, das als eine Art eudämonistischen Fatums gedacht ist, er zu einer optimistischen Vertrauensseligkeit, zu einem sittlichen dolce far niente und zur gänzlichen sittlichen Kritiklosigkeit führen, das alle Entwickelung den Heinzelmännchen überläßt; andererseits aber sowohl eine Unterschätzung wie Ueberschätzung der Gegenwart nach sich ziehen, wozu dann noch ein sittlicher Relativismus, und, daraus folgend, ein weiterer Indifferentismus hinzukäme.

Zunächst liegt daher die Frage nahe: Welcher Maßstab ist's denn, den wir dabei anlegen? Und ist uns denn ein solches absolutes Maß, nach dem wir kecklich uns zum Richter über alle vorangegangenen Geschlechter aufwerfen, überhaupt gegeben oder doch zu erlangen möglich? Wir gerathen da leicht in Verlegenheit und die Phrase ist der gewöhnliche Ausweg. Man spricht von „Fortschritten der Wissenschaften" — besonders mit einem Seitenblick auf Naturforschung und Medizin — man weist auf Technik und Verkehr hin und kommt zuletzt mit dem, bereits optimistisch stark gefärbten Gesammtbegriff „Kultur". Nun gewiß; zwischen Keplers simplen Teleskop und dem Herschel'schen Leviathan, zwischen diesem und dem Lick-Refraktor liegt ein Weg der Vervollkommnung, den als Fortschritt nicht zu bezeichnen, Thorheit wäre. Die armselige Lupe des Cartesius gegen einen Zeiß'schen Apochromaten gestellt, der Wagen, in dem Luther gen Worms fuhr, im Verhältniß zu einem Pullmann-Car, die Brücke Cäsars und der Eisenweg zwischen Newyork und Brooklyn — die Beispiele liegen in Fülle auf der Hand. — Aber man vergleiche eine einfache ornamentirte Säule aus dem Zeitalter der Romanik mit dem Stukkaturwerk, das unsere Architekten heutzutage den öffentlichen Bauwerken aufhängen, man ziehe einen gewissen statistischen Durchschnitt zwischen den Bauwerken ehemaliger und heutiger Zeit[1]) und man wird bereits bedenklich werden. Unsere moderne Chemie ist ununterbrochen thätig, uns mit neuen Farben und Farbstoffen zu beglücken, allein die alten Holländer und die Meister der Renaissance hat nach ihnen kein Maler überflügelt, das Schaffen und Denken eines Lionardo ist von keinem Epigonen übertroffen worden. Und als uns ein Zufall aus den ägyptischen Gräbern jene alten Porträts wieder vorführte, standen unsere Porträtisten wehmüthig vor den Leistungen längst vergessener Handwerker und konnten nicht anders als den Verfall einer Kunst beklagen, die, wenigstens in solcher Allgemeinheit heute, unter der Herrschaft der Trockenplatten, ganz verschwunden zu sein scheint. Und müssen wir nicht unsere Zuflucht zu „weniger kultivirten" Völkern nehmen, wenn wir unsere Teppiche mit einer Farbenpracht künstlerischer Phantasie geschmückt sehen wollen, die wir selbst nicht zu erzielen vermögen — wenn wir eben „echte" Teppiche besitzen wollen? Es war über ein halbes „Jahrhundert" lang immer nur in abfälligem Sinne die Rede vom „Mittelalter"; erleben wir nicht jetzt zum Theil eine wahre Vorliebe für jene Zeit und sucht man nicht heutzutage auf gewisse soziale Institutionen von damals zurückzugreifen, um der Gegenwart aufzuhelfen? Die Wandelbarkeit des Urtheils ist gar seltsam.

---

1) Noch heute gelten z. B. die hydrotechnischen Leistungen der alten Aegypter und Babylonier für unübertroffene Wunderthaten.

Einzelne Arbeitsgebiete, für sich betrachtet, ergeben ja wohl einen speziellen Fortschritt — seien wir aber auf der Hut vor Selbsttäuschung! Es scheint, als ob unser Zeitalter nur das gern „geschichtlich" resp. „entwickelungsgeschichtlich" zu betrachten liebt, woraus sich leicht ein solcher „Fortschritt" herauslesen läßt, dagegen so manches, was unsere heutige „Kultur" vernachlässigt, in diese Betrachtung hineinzuziehen vermeidet. Sind wir dem Mittelalter an Intensität der Phantasie und Gefühl überlegen? Steht unser Gemüthsleben oder unsere Kunstproduktion über der vergangener Zeiten? Ist nicht die Wahrheit vom Niedergange der Bühnenkunst geradezu in unser sonst so fortschrittseliges Zeitbewußtsein übergegangen? — Die so oft genannte „Unzufriedenheit unserer Zeit" dürfte dafür sprechen, daß viel Wesentliches sich im Stadium des Verfalles befindet. — Leicht käme man nun zu der Annahme, daß der Gang des Fortschrittes alternirend sei, daß, um diesen Zweig emporzubringen, ein anderer welkt, daß die Entwickelung des ganzen Gewebes hinüber und herüber gehe, daß jede Zeit auf gewissen Gebieten einen Höhepunkt erreiche, andere Gebiete dagegen einen Tiefstand aufweisen und daß die Zeit mit Vorliebe vom Gesichtspunkte ihrer speziellen Höhe aus bewerthe und messe, in Wahrheit aber die Kurven sich durch- und gegeneinander bewegten?

Wer in alten Schriften blättert und sich gern vom Geiste alter Zeiten etwas vorplaudern läßt, dem wird die Beobachtung nicht entgehen, daß zwar eine jede Zeit mit Stolz auf ihre Mirakula wies und mit Selbstgefälligkeit zeigte „wie herrlich weit man es gebracht" — daß aber ebenso aus allen Zeitaltern wehmüthig und trübselig das Loblied auf die „gute alte Zeit" — in diesem Falle die ältere — tönt — schon der lustige Ernstmacher Aristophanes spielte in diesem Sinne seine Marathonkämpfer gegen die Athenischen Zeitgenossen aus.

Die Annahme einer alternirenden Fortschrittsbewegung macht jedoch das Problem nicht klarer und leichter, sondern verwirrt es nur um so mehr. Wenn die Bewegung in einfacher gerader Linie zu verfolgen, schon schwierig, um nicht zu sagen unmöglich ist, wie soll es gelingen, ihren Sprüngen im Zickzack nachzugehen? — Eine oberflächliche Meinung ist gern bereit, von „Wellenbewegung" zu reden, von „Aufstieg" und „Niedergang", von „Greisenalter" und „Jugend" der Völker u. w. dergl. Bilder mehr sind. Wir würden nur bereits Erörtertes rekapituliren, wenn wir des Näheren ausführen wollten, daß nichts weiter als subjektive Gesichtspunkte und willkürliche Werthpositionen dahinter verborgen sind. Völker und Zeiten sind keine Personen, sie gehen ineinander über, ohne Geburt und Tod, ohne bestimmbare Gränzen und Schwellen, wie die Geschichtsperioden, die wir nur willkürlich zu setzen vermögen. Wer will bestimmen, wo das „Wellenthal" beginnt, wo die Woge sich emporhebt? Und wer ferner die weitere Bestimmung geben, ob und inwiefern thatsächlich eine Erhöhung des Durchschnitts-Niveaus erfolge, so daß nicht Berg und Thal zu gleicher Höhe oder Tiefe zurückkehrten? Auch dies Bild würde zuletzt, wie so manches andere, das die Zeiten hindurch in den Weltanschauungen eine gewisse Rolle gespielt hat[1]), aus dem eigenen Rahmen fallen, zum Absurden führen. — Was bei der einfachen, direkten Fortschrittsbewegung bereits als gefährlich sich erwies, die fatalistische Grundstimmung, das würde hier doppelt als Gefahr drohen: dem Fatum des Fortschrittes würde das Fatum des Niederganges zur Seite treten, der Niedergang plausibel, annehmbar, wenn nicht nothwendig erscheinen.

---

1) Wir verweisen auf Eucken, Ueber Bilder und Gleichnisse in der Philosophie, 1880.

Wir dürfen nicht vergessen, daß solche doppelt gefährliche und direkt verwerfliche Ansicht unserer Zeit nicht fern steht, sondern vielmehr in gewissen Strömungen des Zeitbewußtseins geradezu sich einzubürgern begonnen hat. Hören wir nicht so und so oft jetzt den Satz aussprechen, daß unsere Zeit eine Periode des Verfalles bedeute, wird nicht ein mehr als frivoles Spiel mit dem unseligen Worte „Décadence“ getrieben? — Was wird die Folge sein? Eine Frivolität, die nicht nur hemmend dem Fortschritte gegenübertritt, sondern ihm direkt entgegenarbeitet, erklärt und sanktionirt durch die „Entwickelung“ selbst. Vor hundert Jahren wies Schiller mit hoher Begeisterung die Weltanschauung in das neue Säkulum ein mit den Worten, mit denen sein Gedicht „Die Künstler“ beginnt — wie steht ein heutiges Geschlecht „an des Jahrhunderts Neige“? — Mit dem widerlichen, abscheulichen Begriffe „Fin de siècle“! — Man tanzt mit Freuden auf dem Vulkan — spielt doch eine vulgäre Geschichtsphilosophie die verlockende Melodie dazu auf!

Man vermeidet schon hie und da, ein Werturtheil überhaupt zu fällen, einen ehrlichen Maßstab überhaupt zu suchen. Man urtheilt einfach: Was untergeht ist schlecht, was entsteht ist besser. Der Fortschritts-Wahn bewegt sich im Zirkel. —

Wer nur behaupten wollte, das Mammuth sei unstreitig auf höherer Stufe gestanden als der Elephant? War es nicht ungleich gewaltiger und fürchterlicher, hätte uns sein Anblick nicht mehr imponirt, als der seiner Nachkommen? Es ist im „Kampfe ums Dasein“ untergegangen, wird gesagt. Seine geistigen Anlagen sind uns nicht bekannt; davon, daß es gewaltigeren Thieren unterlegen sei, wissen wir ebenfalls nichts. Wir können nur behaupten, daß die Lebensbedingungen, die es zur Existenz brauchte, abnahmen und versiegten. Aber ist damit ein Beweis erbracht? Müssen die verschlechterten Lebensbedingungen, die rein tellurischen Ursprungs gewesen sein können, einen „Fortschritt“ bedingt haben? — Wenn eine thörichte Wirthschaftspolitik in sogenannten Kulturländern — Spanien z. B. — die Wälder vernichtet, so daß gewissen Spezies der Flora und Fauna die Existenz unmöglich ist, wo liegt da der Fortschritt?

Und wenn wir heutzu tage eine Unmasse von Produkten, unter steten Handelskrisen, auf den Markt werfen, wenn wir den Erzeuger der Güter immermehr proletarisiren? wir werden bedenklich. — Jahrzehnte lang hat man den Rotten Pizarros nachgerühmt, daß sie den „Fortschritt“, eine höhere Kultur an die fernen Küsten getragen hätten, ihnen eine Gloriole gewoben — heute ist Montezumas Reich Gegenstand der Bewunderung, denn rühmt man den Azteken nicht eine relativ hohe soziale Verfassung nach? — Und gesetzt, jener Auswurf Europas, der dem Abenteurer half, mit Raub, List und und allen Greueln jenes Kulturvolk zu vertilgen, sei nur als der Scherge einer höhern Macht anzusehen, nämlich der Kultur Europas — ist's nicht der Europäische Standpunkt, der hier spricht? Was war in der Wirklichkeit hier das „Höhere“? Ist es die Schießwaffe? Ist es die Inquisition? — Nicht so ganz ohne ernste Bedeutung ist Seumes Canadier sprichwörtlich geworden.

Es ist nicht die reine Sucht nach Paradoxen, die sich darin ausspricht, daß nun ein Rückschlag erfolgt, indem man neuerdings wieder die These vom Fortschritt, nicht nach oben, sondern nach unten aufstellt[1]), d. h. einen im geschichtlichen Leben immer fortschreitenden Verfall zu konstatiren versucht. Hier waltet in beiden Fällen lediglich ein subjektives Werthurtheil, ein objektives Werthmaß

1) Vergl. oben, S. 31.

wäre erst zu finden; und es dürfte vielleicht in der Beantwortung der Frage gefunden werden: Was ist überhaupt „Kultur?"

Doch ganz abgesehen hiervon; die Theorie hat noch zu anderen Bedenken herausgefordert. Die Anwendung des Fortschrittsprinzipes auf die Geschichtsbetrachtung kann, wie Beispiele ergaben, wiederum zu einer Theorie des steten Revolutionirens führen. Wo wäre je eine Zeit gewesen, die nicht ihre „Noth" gehabt, wo hätten die Dichter nicht von der Schwerenoth der Zeit geklagt? Unter dem *παντα ῥει* der Fortschrittslehre ist alles Bestehende nur dazu da, dem Untergange geweiht zu werden, es unterliegt einfach dem Fatum der Geschichts-Entwickelung. Da aber dieses Fatum zugleich eine rosige Zukunft verspricht, ist perennirender, in Permanenz erklärter Umsturz die einfache, recht bequeme Konsequenz, die Anwendung der Fortschrittslehre in praxi. Und so konnte, aus den Konsequenzen eines beschleunigten Hegelianismus heraus, Feuerbach die Nothwendigkeit des Unterganges des Christenthums postuliren, Ruge und Marx sozialistische Utopien verkünden und Bakunin, der Konsequenteste der Junghegelianer, mit ihnen zusammen das Revolutioniren als Naturgesetz hinstellen, analog den geologischen Veränderungen, konnte er ein „Recht auf Revolution" erklären, als oberstes Weltengesetz, und die denkwürdigen Worte schreiben: „die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust [1])!"

Und da der Mensch die naheliegenden Dinge der Gegenwart gewöhnlich größer zu sehen pflegt als die der Vergangenheit, so sieht er seine Zeiten-Noth denn auch viel größer, als sie dem Späteren erscheinen würde, wovon die Folge ist, daß sogleich neue „Weltalter" gefordert werden, daß die jeweilige Zeit als mit ganz besonders wichtigen Dingen schwanger angesehen wird, daß man glaubt, man gehe ganz besonders großen Dingen entgegen. Und seitdem hat man immer auf der Schwelle zu einer neuen Weltepoche gestanden, genau so, wie so oft schon der Weltuntergang nahe bevorstand [2]). Es ist immer blinder Lärm gewesen! Die Ueberschätzung der Gegenwart zeigt sich hier wie dort.

Andererseits aber geht damit zugleich eine Unterschätzung der jeweiligen Zustände Hand in Hand. Man lebt für eine illusorische Zukunft, zu der die Gegenwart nur die Vorstufe sein soll. Aber Stufen will man rasch überschreiten und tritt man mit Füßen. Ist das Leben nur dann von Werth, wenn es als Vorstufe für Anderes gilt? Die Goethe'sche Lebensbetrachtung, das sinnige Versenken in die Gegenwart, die Intuition des Wesentlichen und Bleibenden, die ästhetische Lebensauffassung scheint bei unserem Geschlechte immer mehr versiechen zu wollen.

§ 10. Wie es an dem Maßstabe gebricht, an dem der „Fortschritt" überzeugend zu demonstriren sei, so fehlt es hinwiederum auch an der Erkenntniß einer objektiven Finalität. Sprechen wir von einer Entwickelung im Sinne äußerlicher Fortschrittsbewegung, so muß zuvor die Frage erwogen werden: Was wäre das Resultat? Die Frage nach dem Endzwecke der Entwickelung ist nun ebenfalls zu einem heiklen Problem der Entwickelungstheorie geworden.

Was ist das Ergebniß der Entwickelung, was soll als solches erkannt werden? Allein damit stößt das Problem der Entwickelung auf eins der schwierigsten Weltprobleme überhaupt: auf das

---

1) In den „Deutschen Jahrbüchern" 1842, Nr. 261.

2) Die Meinung, daß eine „große Zeit" bevorstände, spukt bereits als Phrase in den Zeitungen; ob dadurch wirklich eine „große Zeit" geschaffen wird, ist sehr fraglich. Geschichtliche Thaten werden durch Konstruiren nicht erzielt.

der Teleologie. Darauf hier näher einzugehen, zu erörtern, ob der Wunsch, eine Lösung zu schaffen, sich jemals wird erfüllen können, würde zu weit führen.. Ob wir ein Recht haben, anthropomorphistisch das in unserer Psyche sich bethätigende und unser ganzes Leben beherrschende Vorstellen von Zwecken[1]) auf den ganzen Kosmos zu übertragen, ist hier nicht von Belang. Was hier in Frage kommt ist das von den speziellen Problemen der Teleologie zu sondernde Problem der Finalität, dem sich die Naturwissenschaft nicht entziehen kann und das sie da selbst vertritt, wo sie sich gegen eine eigentliche Teleologie ablehnend verhält.

Daß die Naturwissenschaft sich so leidenschaftlich gegen jegliche Teleologie wehrt, mag auch zum großen Theile in einem gewissen Vorurtheile begründet sein, das durch historische Umstände verursacht worden ist. Die moderne Naturwissenschaft hat sich mit Recht gegen eine Naturanschauung gewendet, welche den einzelnen Naturerscheinungen gewisse, ganz außer ihr liegende Zwecke andichtete und voranstellte[2]), z. B. „um den Schöpfer zu preisen", oder um dem Menschen zu dienen. Aber von einer solchen Teleologie, die nichts mehr war, als ein Spiel der Willkür zu Erbauungszwecken, wird heutzutage nicht mehr die Rede sein. Sprechen wir dagegen hier von Teleologie, so kann nur von einem Hinwirken des Ganzen und der Theile auf ein gemeinsames Endziel die Rede sein; dieses müßte, als aus der Erfahrung gewonnen, als dem Kosmos immanent gedacht werden und die Naturprozesse im Verhältnisse von Ursache und Wirkung, nicht als willkürlich, sondern als nothwendig und bestimmt erscheinen lassen, kein Ding über den Dingen, sondern die Regel der Dinge, das Resultat der „Entwickelung" selbst sein. — Es ist schwierig, hierbei nicht alte und umstrittene Begriffe zu verwenden; alle Ausdrücke, die wir etwa zur Verwendung haben, wie „Zweck", „Plan", „Gesetz", „Ordnung" u. s. w. sind anthropomorph; wenn wir teleologische Anschauungen in die Natur bringen wollen, läßt sich die metaphorische Ausdrucksweise nicht umgehen.

Eine einigermaßen objektive Behandlung ist daher am besten auf indirektem Wege zu erhalten. Der teleologischen Auffassung gegenüber steht die Meinung, daß alles Naturgeschehen „zufällig" oder „willkürlich" sei. Aber eine logische, zur Konsequenz führende Betrachtung wird weder den Begriff „Willkür" noch „Zufall" für philosophisch annehmbar halten. Der logische Gedanke wird nicht umhin können, das „blinde Ungefähr" stets auf „tiefste Quellen" zurückzuführen, „Zufall und Ungefähr" werden nur scheinbar sein; es fragt sich nur, ob unsere Erkenntniß vor dem Scheine selbst Halt zu machen hat.

Nun aber versucht gerade die moderne Naturwissenschaft die Phänomene auf „Gesetze" zurückzuführen, denen sie jedes natürliche Geschehen bedingungslos unterordnet. Es ist daher nur eine andere Form von Teleologie, wenn sie von „Anpassung", „Zuchtwahl" und dergleichen, ja von „Entwickelung" überhaupt spricht. Sie hat nicht die Teleologie beseitigt — was bei dem Versuche, Lebenserscheinungen vernünftig zu erklären, überhaupt unmöglich ist — sondern nur eine Wandlung der Anschauungen herbeigeführt, sie hat statt auf von außen hineingetragene Phantasien die Teleologie auf immanente

---

1) v. Gizycki (a. a. O. S. 270) definirt: „Unter Zweck verstehen wir eine im Voraus vorgestellte und gewollte Wirkung, welche wir nicht unmittelbar, sondern nur durch eine Reihe von Ursachen herbeiführen können." — Statt „zweckmäßige" Naturgestaltung will G. „lebenserhaltende" gesagt wissen.

2) Beispiele dafür in Kant's „Bew. z. e. Dem. d. Daseins Gottes", II, 5te Betrachtung: „Von der Physikoteleologie überhaupt."

„Gesetze" gegründet, das *τελος*, auf das jedes einzelne Geschehen hinausläuft, mehr oder weniger physikalisch oder auch spekulativ aufgefaßt und als Resultat der Resultate glaubt sie eben den „Fortschritt", das Erreichen höherer Stufen erkannt zu haben; die Quintessenz der Descendenz-Theorie ist also: Ascendenz-Teleologie.

Dieses angeblich feststehende Resultat, auf die geschichtliche Bewegung angewendet, bietet aber, in Hinsicht auf das theoretisch gedachte Endresultat, das dann unmittelbar zum Zwecke unseres Daseins werden müßte, folgende theoretische Alternative: die Erreichung eines Endzustandes entweder der absoluten oder der relativen Perfektion.

Wird die geschichtliche Bewegung als stetig sich vervollkommnend gedacht, so wäre es theoretisch möglich, daß bei stetig zunehmender Vervollkommnung schließlich alle Unvollkommenheiten eliminirt seien, ein Zustand der absoluten Vollendung einträte. — Nun aber würde sich die Phantasie vergeblich quälen, davon eine Vorstellung zu gewinnen, weshalb denn auch die Sprache keine positiven Ausdrücke hat, die etwa als Attribute hier verwendet werden könnten, weil eben die Vorstellung fehlt [1]). Dichterische Schilderungen würden wohl nur Negationen einzelner charakteristischer Züge der Gegenwart bringen. Dieser Zustand würde ungefähr eine Vereinigung von christlichem und islamitischem Jenseits sein: Engelgleiche Menschen werden Gottes Antlitz schauen und zwar im höchsten Wohlbefinden [2]). — Allein es ist zu bezweifeln, ob in dem End-Utopien nicht auch der Tod erschiene, der dann ebenso ein Uebel bedeuten würde, wie er jetzt mitunter als Wohlthäter willkommen geheißen wird.

Gegen solche Fiktionen, die mehr fröhlichen Wünschen ihren Ursprung verdanken, als ernsten Gedanken, hat Schopenhauer seinen bittern Zorn ergossen [3]):

„Die Thoren hingegen meynen, es solle erst etwas werden und kommen. Daher räumen sie der Geschichte eine Hauptstelle in ihrer Philosophie ein und konstruiren dieselbe nach einem vorausgesetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Besten gelenkt wird, welches dann finaliter eintreten soll und eine große Herrlichkeit seyn wird. Demnach nehmen sie die Welt als vollkommen real und setzen den Zweck derselben in das armsälige Erdenglück, welches, selbst wenn noch so sehr von Menschen gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Konstitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können. Besagte Geschichts-Philosophen und -Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten und Eudämonisten, mithin platte Gesellen und eingefleischte Philister, zudem auch eigentlich schlechte Christen [4])."

Allein abgesehen von dem Einwande Schopenhauers, daß eine solche Vorstellung direkt der Anschauung von der Zeit widerspreche, nämlich insofern, als, da schon unendlich viel Zeit verflossen sei,

---

1) „Himmlisch", „selig" wären wohl die einzigen positiven Ausdrücke, aber schon das naheliegende Synonym „überirdisch" trägt eine Negation in sich.

2) Siebeck, „Ueber die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit", Akad. Festrede, Gießen, 1892, findet (S. 14) ein Argument dagegen auch darin, daß ein „solcher idealer Endzustand, wenn er überhaupt auch nur physisch möglich wäre, am ethischen Gesichtspunkte gemessen, als etwas Werthloses erscheinen müßte." — Aber im Angesichte solchen vortheilhaften Tausches würde ein „blühenden Lebens bleibend Geschlecht", wie der Dichter sagt, gern in eine Umwerthung übereinstimmen und auf die alten, thränen- und blutgetränkten Werthmesser verzichten können.

3) W. a. W., II, 3. Buch, Kap. 38.

4) Gemünzt ist dies speziell auf die Jung-Hegelianer, die besonders für die Anschauung eines End-Utopien Propaganda machten.

der Endzustand längst eingetreten sein müsse, liegt noch ein direkter Widerspruch in obiger Ansicht verborgen: Ist die — theoretische — Vollkommenheit erreicht, dann ist eine Weiter-Entwickelung nicht mehr möglich, die Entwickelung müßte in der Stabilität enden[1]), wenn man nicht annehmen will, daß mit dem Augenblicke der Vollendung auch das Ende der Welt einträte. Und zu solcher grausamen Selbstironie wird aber ein solcher Optimismus, der eben nur in einem glückseligen Utopien das Pflaster für alle Wunden sieht, die die Entwickelung schlägt, sich nicht verstehen wollen.

Die Fiktion einer utopischen Weltperiode ist der Fetisch der Glückseligkeits-Ethik, den sie den Gläubigen vorenthalten, um Meuterei zu verhindern, und nicht über Bord geworfen zu werden.

Aber selbst, wenn wir den „Willen", scilicet der „Entwickelung" sich bis zur völligen Umkehr, zur Stabilität verneinen lassen wollten, das Versprechen des Endlohnes wird ein Murren nicht unterdrücken können: Darum also das Prometheus-Ringen und Prometheus-Leiden von Millionen von Generationen und Milliarden von Individuen, damit die Erben in nebelhafter Zukunft sich eines Götterdaseins erfreuen sollen? — Darum der ganze komplizirte, schweiß- und blutgetränkte Apparat der Geschichte, um eine transcendente Bonhommie zuletzt zu verwirklichen? Wäre die Natur wirklich so — zweifelhaft — gütig, wie hier sie vorgestellt wird, warum ist sie es nicht von Anfang an gewesen und hat sogleich mit einem goldenen Zeitalter begonnen, das Gold bewahrt, den Schmutz erspart? — Seitdem die Argumentation vermittelst der Erbsünde vorüber ist, unter welcher sie wenigstens etwas Erhabenes an sich trug, wird diese Meinung Niemanden zwingen und Niemanden trösten können, denn was man in Demuth, Furcht und Zittern sich von der Gottheit auferlegen ließ, wird man von der „Natur" nicht empfangen wollen. Dazu hat sich die Position des Menschen viel zu sehr verschoben: die Probleme der Theodicee haben da keine Gültigkeit mehr, wo ihr Fundament, der allgewaltige „Vater im Himmel" über unseren Häupten gewichen ist, zu Gunsten der Natur zu unseren Füßen.

Selbst bei der Annahmevon einer nur relativen Vervollkommnung, von einer Entwickelung ohne utopisches Endziel, mangelt es nicht an Einwürfen. Siebeck macht geltend[2]), daß bei Ermangelung eines Endzieles der „Werth in der Stetigkeit des Prozesses selbst liege". „Wenn aber nicht einbestimmtes Ziel der Bewegung den Werthmesser für ihre Glieder abgiebt, sondern die Gesammtbewegung oder der Prozeß als solcher zugleich Mittel und Zweck des ganzen Verlaufs ist, so liegt der Werth aller einzelnen Stufen desselben gleichmäßig in dem Umstande, daß jede derselben ein integrirendes Glied der Gesammtbewegung ausmacht und zu deren Erhaltung und Steigerung beiträgt. Also der Werth der Kulturbewegung würde sich gründen auf den Werth der sie bildenden Stufen; für diese selbst aber wäre man hinsichtlich der Begründung ihres Werthes selbst wieder angewiesen auf das, was der sie umfassenden Gesammtbewegung an Werth zukäme. Die Werthbestimmung bewegt sich somit in einem Zirkel."...

Dazu ließe sich jedoch bemerken, daß die Erkenntniß von einem Fortschritte und dessen Werth nicht lediglich vom Ganzen aus zu geschehen brauche. Von dem „Ganzen" werden wir nie etwas wissen. Es könnte für die Weltanschauung völlig genügen, wenn sie empirisch, das heißt durch Vergleichung der einzelnen Stufen, eine Erhöhung wahrnehmen könnte, wenn die Stufen untereinander der denkenden Betrachtung sich in dem Verhältnisse einer Steigerung offenbarten und daraus indirekt der Fortschritt der Totalität ge-

---

1) Vergl. Siebeck, a. a. O.

2) S. 12.

folgert werden könnte. Als „Werthmesser" fungirt das, was überhaupt einzig Werthmesser war und sein wird, das sittliche Urtheil, selbst wenn auch dieses dem „Stufengang" unterworfen wäre. Es wäre hier unbillig, einen Werthmesser zu fordern, den andere Weltanschauungen, selbst die religiöse nicht ausgenommen, entbehren. Der sichere Blick „vom Ganzen" aus, eine objektive Bewerthung des Daseins ist uns überhaupt versagt, und wo diese postulirt wird, ist jede Weltanschauung unmöglich. Und in praxi kommen auch Siebeck und Gizycki darauf hinaus, indem sie die Entscheidung auf den einzig möglichen Weg verweisen: den des ethischen Willens und somit das ganze Problem zum Postulate auflösen. Doch davon später.

Einen wichtigeren Einwand erhebt Eucken[1]) und nach ihm Siebeck[2]), indem sie auf einen weitern Widerspruch verweisen, den die Fortschrittslehre in äußerlicher Behandlung darbietet. Wie soll mit der Kraft der Ueberzeugung ein sittliches Urtheil gefällt werden, wenn das, was sittlich verurtheilt wird, das sogenannte Böse, und das Leiden im Gange der Entwickelung objektiv gleichen Werth gewinnt, wie das, was wir „Gut" nennen, indem es vom Standpunkte der Totalbewegung aus als berechtigt und nothwendig erscheinen müsse? Es liefe dies im Grunde hinaus auf den Satz: „Alles Wirkliche ist vernünftig," an dem schon die Hegelsche Schule gespalten ist. Und damit ist der Hemmschuh für das eilende Gefährt des Fortschrittes da. — Anstatt das Leiden zu mindern, würden wir es als begreiflich und unabänderlich ansehen, die Konsequenz würde nichts Anderes sein, als eine stete Unterlassung des sittlich Nothwendigen, also in praxi bedeuten: Keinen Fortschritt! — Und seichte Erklärungen für solche „Nothwendigkeit" sind immer wohlfeil zu haben. So werden die Kriege als eine höchst nöthige Institution gepriesen; und man argumentirt damit, daß sie der Uebervölkerung vorbeugten, daß durch sie die „Auslese" befördert würde. Als ob die Mehrzahl der männlichen Jugend zur Bequemlichkeit der, als untauglich erklärten, Zurückgebliebenen abgeschossen werden müßte! Als ob dadurch nicht gerade der „Auslese" direkt zuwider verfahren würde! Denn nicht paarweise fechten die Leute gegeneinander, um „je eines Weibchens" willen, sondern hüben wie drüben werden gerade die körperlich Tüchtigsten einer ganzen Generation in der Blüthe der Mannbarkeit dezimirt. — Nicht das Wirkliche ist vernünftig, sondern das Vernünftige soll wirklich gemacht werden. Das, was geschehen, was nothwendig erfolgt ist, nun auch als für die Zukunft nothwendig zu erklären, ist alles Andere als „Entwickelung". — Für diese dürfte es keine andere Nothwendigkeit geben als die: die Noth zu wenden.

Zu dem Irrthum von der Nothwendigkeit und Relativität des Verwerflichen kommt aber noch hinzu, daß zugleich das Sittliche selbst relativ wird. Was heute für erstrebenswerth gilt, wird, vielleicht schon von der nächsten Generation, für verwerflich erachtet, infolge wovon das Bemühen, ein absolut Rechtes, ein absolut Gutes aufzustellen, hinfällig würde. Es bliebe dann als Schema zuletzt nur die Lehre vom Umsturze zu Recht bestehen. Und, im Angesicht der Relativität des Guten, wird die subjektive Ueberzeugung davon an Intensität verlieren und an Wirkung einbüßen.

Es wäre wohl noch mancherlei übrig, was sich diesen Erörterungen noch hinzufügen ließe, allein das bereits Vorgeführte dürfte wohl hinreichen, die Einsicht zu befestigen, daß das Fortschritts-

---

1) „Grundbegriffe der Gegenwart", 2. Aufl. S. 130; „Einheit des Geisteslebens", S. 250 u. ff.
2) a. a. O. S. 73.

prinzip, selbst in der Fassung der Ethik, als ein außer uns liegendes Prinzip nicht den Werth einer unumstößlichen und einwandfreien Lehre hat. — Allein wie steht es mit dem Prinzipe, wenn wir es, statt auf Nothwendigkeit, nur auf die Möglichkeit prüfen, wenn wir es in uns selbst konzentriren?

§ 11. Es ist charakteristisch, daß hierbei allsogleich bei einem Abwägen des „Für" oder „Wider", nun mit einer gewissen Entschiedenheit sogleich das „Für" beginnt.

So kommt Siebeck zuletzt zu dem Schlusse: „Nur soviel ergiebt sich aus den Thatsachen der Entwickelung, ... daß das Kulturleben in intellektueller wie in moralischer Beziehung des Fortschritts fähig und dazu berufen ist", „daß die Fähigkeit und Tendenz zum Fortschritt für den Geist . . . . eine Aufgabe bedeutet." Und das „Für" wird noch deutlicher erscheinen, wenn wir an diesem Punkte die gegenteilige Konsequenz uns vor Augen halten.[1])

Halten wir einen Fortschritt theoretisch auch für unmöglich, so wird die Frage trotzdem nicht umgangen werden können, ob wir ihn denn auch praktisch für nicht wünschenswerth halten sollen. Bei Erkenntniß der Noth aber wird gegenüber dem Stabilitätsprinzipe eine pessimistische Weltansicht die Konsequenz sein — für das Individuum die Lähmung des ethischen Willens bedeuten, die zur Verzweiflung werden kann.

Ob nun dieser ethische Wille in einem höhern Grade sich bis zu der, wenigstens charaktervollen, Resignation durchringt oder, in niederer Ausprägung, dem „laisser aller" huldigend, sich am „faire" mitbetheiligt, also im Lumpenthum endigt — im Grunde bleibt's dasselbe. Aber während die Resignation wenigstens in einer individualistischen Tugendlehre noch mit einem Schein von Sittlichkeit umgeben ist, wird die Anschauung, die eine Veränderung nach oben hin sogar für unnöthig hält, erst recht die sittliche Indifferenz bedingen. Die vorhandenen Zustände erscheinen sodann geradezu als metaphysisch sanktionirt, mit ihr alles gesellschaftliche Leiden, alle gesellschaftlichen Laster.

In die Praxis des Lebens tritt solche Anschauung fast ausschließlich auf dem Gebiete der Politik, während in Wissenschaft, Kunst und Technik sie bedeutungslos sein würde.

Daher ist es denn auch leicht erklärlich, wenn, trotz aller theoretischen Verneinung, in praxi ein genetischer Fortschritt zum mindesten als erwünscht hingestellt wird und das sittliche Streben darnach — selbst wenn es sich nur um eine Illusion dabei handelte — immer und immer wieder zur theoretischen Forderung erhoben und zur praktischen Richtschnur genommen wird. Und in der Praxis hat das Postulat, wie die Geschichte der Wissenschaften und Künste erweist, geherrscht, seit es eine geschichtliche Menschheit giebt und lange bevor es Gegenstand der theoretischen Erwägung wurde, denn das „strebend sich Bemühen" liegt der Menschheit im Blute.

Aber um „der Aufgabe" die Kräfte zur Erfüllung zuzuwenden, muß sie als erfüllbar anerkannt werden.

Selbst Schopenhauer, der prinzipielle und eigensinnigste Gegner der Fortschrittslehre, räumt ein: „Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselben Maße noch eine Zeit hindurch weiterführt, so kann es dahin kommen, daß die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird, wie die eines großen Theils der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich ließe sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken, welche hingegen so lange unmöglich ist, als

1) S. 17.

ein großer Theil desselben schwerer körperlicher Arbeit obliegen muß; da Irritabilität und Sensibilität stets und überall, im Allgemeinen wie im Einzelnen, im Antagonismus stehen; eben weil die eine und selbe Lebenskraft beiden zu Grunde liegt. Weil ferner artes molliunt mores: so werden alsdann die Kriege im Großen und die Raufereien, oder Duelle, im Kleinen vielleicht ganz aus der Welt kommen; wie beide schon jetzt viel seltener geworden sind. Doch ist hier nicht mein Zweck, eine Utopia zu schreiben[1])." Schopenhauer führt zwar nur die „Raufereien" an, aber es ist nicht das Beispiel, das hier Werth hat, sondern das wichtige Zugeständniß, daß gerade er dem „mollire mores" Wahrheit zugesteht, wenngleich wir die Besonderheit der Schopenhauer'schen Argumentation, daß nämlich die Erhöhung des Kulturzustandes durch gesteigerte Maschinentechnik ermöglicht werde, auf sich beruhen lassen.

Gehen wir an der Hand des von Wallace angeführten Beispieles[2]) auf die Frage näher ein.

In der Zeit, da Newton dachte und schuf, gab es nur einen Mann, der im Stande war, die Probleme zu lösen, die die Newton'sche Lebensarbeit ausmachten. Und dies war eben Newton. Sämmtliche andere Mathematiker waren dazu nicht im Stande; die Mathematik, welche sie kannten und anzuwenden vermochten, die Summe von Einsichten, Methoden und Anschauungen, über die sie verfügten, bildete den Stand der mathematischen Wissenschaft bis Newton; dessen Geisteskraft nun hob die mathematische Erkenntniß um ein bedeutendes Stück höher, erweiterte das mathematische Wissen und ermöglichte somit, daß nach Publikation seiner Entdeckungen sowohl die Zeitgenossen, als sämmtliche Generationen von Mathematikern nach ihm eine Einsicht erhielten, die ihnen sonst fremd gewesen wäre. Die Fähigkeit der Allgemeinheit, gewisse Dinge zu erkennen, war damit zweifellos erhöht worden. In demselben Verhältniß stand einerseits Archimedes zu seinen Zeitgenossen, andererseits — beispielsweise — Gauß. Ohne die Arbeit des Archimedes hätte Newton seine bestimmte Lebensarbeit nicht geleistet, ohne Newton nicht Gauß. Angenommen, die mathematische Befähigung der drei wäre gleich gewesen, so hätte, ohne die Vorarbeit des Archimedes Newton die Arbeit dieses, Gauß die des Newton liefern können. Die Mathematiker von heute aber arbeiten mit den gesammten Resultaten des Archimedes, des Newton und des Gauß, sie sind im Stande, Aufgaben zu lösen, vor denen die Kunst des Archimedes versagte. Nach Wallace ist dies jedoch nur eine „Akkumulation" — aber sind die Mathematiker dann so strikte von der Mathematik zu trennen? — Diese Akkumulation ist doch auf die Mathematiker selbst mit übergegangen und konstatiren wir hier einen „Fortschritt" der Mathematik, so müssen wir ihn auch auf die Mathematiker selbst übertragen. Dabei kann die individuelle Befähigung des Archimedes etwas größer gewesen sein, als die des Newton u. s. w. Verallgemeinern wir nun dies Ergebniß auf andere Gebiete, auf Wissenschaft und Kunst, so wird da, wo in dem einzelnen Fache eine Akkumulation, ein „Fortschritt" stattfinden könnte, die höhere Einsicht — vorausgesetzt, daß eine solche anerkannt ist — zu gleicher Zeit auf die Allgemeinheit übergegangen sein, dem einzelnen Menschen des Durchschnittes eine vermehrte Summe von Einsichten zu Gebote stehen. Diese jedoch zu beherrschen, dieses durch „Akkumulation" erreichte „Mehr" erfordert jedoch auch eine größere Quantität geistiger Auffassung und geistiger Anstrengung. Wird nun bestritten, daß das quantitative auch ein qualitatives Plus mit sich bringe, soll also die physische Kraft dieselbe geblieben sein, so muß doch zum mindesten eine stärkere Entfaltung primärer Anlagen vor sich gegangen

1) Parerga, II, „Zur Rechtslehre und Politik", § 125.

2) cf. oben, Seite 53.

sein, was immerhin eine befriedigende Erhöhung der Leistungen bedeuten würde und durch die Möglichkeit einer weiteren Entfaltung befriedigen würde. —

Aber sollte nicht durch eine Summe von solchen Akkumulationen auch die absolute Fähigkeit des Produzirens gesteigert werden? Ist der durch Newton oder James Watt belehrte Zeitgenosse nicht auch qualitativ dem Urmenschen überlegen, der nur Steinbeile fertigte? — Wir müssen uns hüten, durch Aufstellen eines Verhältnisses den Kern der Frage zu umgehen. Die Anfertigung eines trefflichen Steinwerkzeuges mag dem einzelnen Arbeiter gewiß dieselbe Mühe gekostet haben, wie dem Monteur einer heutigen Maschinenbauanstalt die Zusammenstellung einer Mule-jenny-Maschine. Im Verhältniß wäre der aufgewendete Hirnschweiß gleich, allein ist die Entwickelung der Werkzeuge von außen hereingetragen worden, den Menschen in den Schoß geflogen? Ist nicht in dem Fortschritte vom Steinbeil zur Spinnmaschine ein Fortschritt der Gattung selbst zu erkennen? Eine erhöhte Summe von Einzeleinsichten wird zweifellos auch eine gesteigerte Uebung der Einsichtskraft zur Folge haben, eine gesteigerte Sensibilität und ein erhöhtes Vermögen, neue Einsichten zu erlangen. Der Mensch der Steinzeit wird eine reiche Kenntniß von meteorologischen Erscheinungen besessen haben und in naiver Weise Erklärungsgründe dafür aufgestellt haben — etwa mythologische — würden wir aber versuchen, ihm die Theorie der Winde, Gewitter u. s. w. vorzutragen, so wird er nicht im Stande sein, sie zu begreifen. Denn die Akkumulation ist nicht eine rein materielle äußere, sondern eine innere Sache, hier schießen tausend Fäden durcheinander, hängen im ganzen Gewebe zusammen und voneinander, unzertrennbar, ab. Die Trennung zwischen Mathematik und Mathematiker ist eine verfehlte Behauptung. Das Problem eines Gesammtfortschrittes hängt nicht davon ab, ob sich im Laufe der Geschichte der Niveau-Unterschied zwischen Produktion und Rezeption, also zwischen Genie und Masse verringert, dieses kann stets gleich bleiben als „Natur der Menschen", um mit Kant zu reden[1]); es wird nur dann berührt, wenn sowohl die geniale, wie die rezeptive Kraft sich vermindern würde. Eine absolute, d. h. von den Resultaten gesonderte physische Kraft kann dabei als stabil gedacht werden, denn auf die Resultate kommt alles an.

Eine Bedeutung erhielte diese Trennung von „Akkumulation" und „Fähigkeit" nur, wo wir das sittliche Gebiet im Besonderen betreten. Hier könnte, nach dem Satze: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele" eine solche Trennung zu der Annahme gedeutet werden, daß wohl in „äußern Dingen" ein „Fortschritt" stattfände, daß jedoch das sittliche Niveau sich gleich bliebe. Allein auch hier, als beim Kardinalpunkte der ganzen Frage, ist dieselbe Lösung, wie vorher. Wenn man auch nicht annehmen will, daß durch Akkumulation von äußeren Fertigkeiten, von Wissen und Können direkt eine erhöhte allgemeine Sittlichkeit erzeugt werde, so ist das Verhältniß der Akkumulation zu den Individuen doch das gleiche wie dort.

Denn auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit, des sittlichen Empfindens wie ethischen Handelns geschieht durch geniale Produktion, durch geniale Einsicht und Wegweisung eine Akkumulation, die alsdann durch Rezeption sich auf die Allgemeinheit übertragen kann: die ethische Einsicht wird erhöht und durch sie das sittliche Handeln beeinflußt.

---

1) Was ist diese „Natur" anders als eine leblose, für bestimmte Zwecke zurecht gemachte Abstraktion?

Werden nun nicht durch erhöhte Sittlichkeit die Menschen eben sittlicher? Und auch hier spielt die Spezialfrage, ob die absolute Sittlichkeit, d. h. das sittliche Vermögen, die von der sittlichen Handlung und von der sittlichen Einsicht abstrahirte leere Kraft, einen Zuwachs erfahren habe oder sich gleich bleibe, keine Rolle.

Vor dem Auftreten Christi mag dieses abstrakte Vermögen das gleiche gewesen sein wie nach Christus. Allein der Genius des Christenthums bewirkte eine Steigerung der Sittlichkeit dadurch, daß er die Einsicht einer höheren, von ihm allein erschauten und gewußten Sittlichkeit brachte, und nach ihm machte die als höher empfundene Sittlichkeit sich wohlthätig in der Allgemeinheit geltend: Keuschheit, Aufhebung der Sklaverei u. s. w.

Soll etwa diese Erhöhung dadurch geleugnet werden, daß nach ihm kein Mensch Christum an Sittlichkeit übertroffen habe?

Es ist auffallend, daß, bei allen kritischen Bedenken gegen die Entwickelungslehre, doch zuletzt der Entscheid dafür — wenn auch nur in Form eines frommen Glaubens oder Wunsches — immer sich geltend macht. Man wünscht sie, weil man ihrer nicht entbehren will.

Und in der That, die Perspektiven, die sie der Weltanschauung eröffnet, sind von allergrößter Tragweite und verheißen einen enormen Gewinn für — nun, sagen wir es! — für die Entwickelung der Menschheit. Denn der Glaube an die Möglichkeit der Vervollkommnung menschlicher Einsicht, menschlicher Fähigkeiten und des Ethos wird zunächst dem Streben nach Vervollkommnung einen Rückhalt geben, seinen Impuls stärken, vor Allem ihm aber den Weg bahnen. Und so manches Problem, mancher Zwiespalt würde von dieser Warte aus die Lösung finden[1]). Es ist hier nicht der Ort, programmatisch dies auszuspinnen, oder einen Hymnus anzustimmen, die Perspektiven der Tragweite ins politische, wirthschaftliche oder wissenschaftliche Gebiet im Einzelnen zu konstruiren, — im Einzelnen hat das Prinzip selbst unbewußt gewaltet von Anbeginn an, wie die Geschichte jeder einzelnen Disziplin aufweist; wir haben es hier nur mit dem Prinzip als Ganzem und seiner Verwerthung als Element einer Weltanschauung zu thun.

§ 12. Es konnte im Vorliegenden nur eine summarische Behandlung des Gegenstandes stattfinden und es würde die für diese Abhandlung gezogenen äußeren und inneren Grenzen weit überschreiten, wenn hier auch zugleich die übrigbleibende nothwendige Forderung der systematischen Detaillirung des Entwickelungspostulates zu erfüllen versucht würde.

Wir könnten daher nun abschließen, wenn nicht die summarische Erörterung selbst noch eine Frage stellte, die mit dem Fortschritts-Postulate selbst verwachsen ist, nämlich die der Entelechie der Entwickelungs-Idee.

Ein kosmologisch-historisches Telos aufzufinden, ist, wie bereits gezeigt wurde, nicht möglich. Allein das ethische Problem tritt mit der bestimmten Forderung auf, ein sicheres Ziel, wenn auch nur für die nächste Station, aufzustellen. Denn die Ethik kann ohne solches nicht bestehen, sie verlangt es aus innerer Natur heraus; unser Bewußtsein aber ermöglicht das Setzen und Erkennen von Zwecken.

---

1) So unter Anderem vielleicht auf das der Tragödie. Darüber an anderer Stelle.

— Hier ist aber die eudämonistisch = optimistische Weltbeobachtung sogleich geneigt, die verwirrende Theorie einer Glückseligkeit für — und man bescheidet sich jetzt, zu sagen: nicht alle Menschen, sondern: für eine möglichst erhöhte Anzahl[1]) — aufzustellen.

Es ist nun eine Sache ganz für sich, zu erörtern, inwiefern diese, vom Alterthum überkommene Lehre ebenso unstatthaft wie unhaltbar für eine weitergebildete Weltanschauung ist, wir müssen uns an dieser Stelle damit begnügen, nur insoweit, als sie hier mit dem Thema zusammenhängt, darauf einzugehen.

Soviel man auch von Glück resp. Glückseligkeit spricht und so sehr man auch geneigt ist, es als des Lebens Werth, Maß und Ziel hinzustellen, man kommt immer in Verlegenheit, wenn eine Definition gefordert wird; daher denn auch die Frage: „Was ist das Glück?“ so gern zum Thema lyrischer Poesie erhoben wird, weil das Wort gleichsam ein hohles Gefäß bedeutet, das, durch subjektive Empfindungen von ganz verschiedener Art zu füllen, den Dichter immer von Neuem lockt und reizt. Weil nun eine subjektive Glückseligkeit sich begrifflich nicht feststellen läßt, müßte man in unserem Falle sagen: Es sind Zustände für die Gemeinschaft anzustreben, durch welche dem Einzelnen ein qualitativ und quantitativ möglichst hohes Maß subjektiver Glücks=Empfindungen erreichbar wäre. Allein ein wirkliches Ziel ist damit für das ethische Streben, das in positiven Handlungen zu enden hat, nicht gegeben. Die Frage ist also nicht zu umgehen, durch welche Zustände das Glücksgefühl des Einzelnen verursacht werden müßte. Und dadurch würde nur ein Zirkelgang stattfinden.

Zu dem kommt noch der Umstand, daß das Glücksgefühl der Einzelnen von untereinander sehr verschiedenen Dingen abhängt.

Während es unmöglich erscheint, hier zu einem objektiven, sicheren Postulate zu gelangen, dürfte sich andererseits vielleicht ein Ausweg finden lassen, indem wir die Stimmung der Glückseligkeit auf ihre bestimmenden Ursachen hin prüfen und indem wir, um die Glückseligkeit herumgehend, zu etwas Positivem gelangen, das als Primäres zu gelten habe, zu dem die Glückseligkeit erst als eine sekundäre Begleiterscheinung tritt resp. treten kann oder auch nicht.

Die Beobachtung wird mit hinreichender Evidenz offenbaren, daß es sich bei der sogenannten Glückseligkeit um zweierlei handelt: um ein Zukünftiges und ein Gegenwärtiges. Im ersteren Falle macht sie sich als ein Komplex von Hoffnungen, Wünschen, als Ziel einer Sehnsucht geltend, mit dem stets ein gegenwärtiges Entbehren verbunden ist. Wir wünschen das zu besitzen, dessen wir entbehren, die Phantasie schmeichelt dem intensiven Verlangen des Willens das Ziel, das Objekt unserer Wünsche in rosigen Bildern zauberisch vor, wir richten unsere Kraft darauf, wir suchen das Ziel zu erstreben, in ihm, meinen wir, sind wir glücklich. Die Glückseligkeit ist uns ein Postulat, ein Stimulus unseres Willens, der sich gern dieser Täuschung überläßt; sie steht uns stets nahe: nur eine Stufe braucht unser Fuß vorwärts zu thun, um sie erreichen zu können. Allein bereits auf der nächsten Stufe wiederholt sich dasselbe Spiel, wiederum sieht der unermüdliche Wille im Nebel der Zukunft ein Stück Weges offen, gerade eine Stufe weit, um auch diese zu erklimmen: so lockt uns das Glück lächelnd und trügerisch, aber wohlmeinend, allmählich empor, eine lange, unendliche Leiter der Wünsche und Ziele aufwärts — immer nur kurze Strecken uns offenbarend, gleichsam als ob das Schicksal wisse, daß der

---

1) Schon dies Zugeständniß des Vorhandenseins solcher Minorität müßte diese Lehre verdächtig machen!

ganze Anblick eines steilen und unendlichen Weges uns verzagt oder ermüdet machen würde. Und wir lassen uns gern diese stete Täuschung gefallen; wir fühlen sie bei jedem neu Errungenen, denn mit dem Momente des Erreichens hört das Entbehren auf, der Besitz wird zur Gewohnheit, und was wir nicht mehr zu erstreben haben, reizt uns auch nicht mehr mit jener intensiven Kraft des Begehrens, spannt also den Willen nicht mehr zur Kraftentfaltung an. Und so wendet sich das Begehren, die Zielstrebigkeit unseres Handelns zu neuem Ziele hin, das uns nun mit gleicher Kraft lockt und das neue Ziel nimmt unser ganzes Wesen ein, so daß selbst für die Erinnerung an alte nicht viel Platz mehr bleibt.

Zum zweiten aber ist der Augenblick der Gewinnung eines Zieles, die Befriedigung eines Wunsches, die Erfüllung einer Hoffnung, die uns ganz erfüllte, ebenfalls mit einer intensiven Empfindung verbunden: der der Freude. Ihre Intensität kann gleich stark wie die der Entbehrung sein, wir können Thränen der Freude weinen, wie wir Thränen der Entbehrung kennen, besonders wenn die Entbehrung eines bereits Besessenen eintritt, im Falle des Verlustes.

Entbehrung und Freude sind die beiden Punkte, zwischen denen unser Handeln sich bewegt, diese Stimmungen sind im Wesen überall sich gleich; die Gegenstände, auf die sie sich beziehen, dagegen unendlich verschieden.

Mit diesen beiden Mitteln setzt und hält die weise Natur uns in Gang, bewirkt sie unser auf Vorwärtsstreben gerichtetes Handeln, sie gab Peitsche und Lohn uns selbst in die eigene Brust, damit wir unser Tage- und Lebenswerk verrichten. Man käme nun leicht in die Versuchung, die Freude mit Glückseligkeit überhaupt zu identifiziren und die Erreichung von Freude zum Ziele unseres Handelns, die Vermehrung der Gelegenheit zur Freude zum Zielpunkt des Fortschrittes zu erheben. Allein das wäre ein Irrthum, denn

1. die Freude ist nicht die nothwendige eintretende Folge der Entbehrung und Erreichung des Entbehrten,
2. sie ist an kein Objekt gebunden und
3. ist sie in ihrer vollen Ausprägung, d. h. in ihrer Intensität, nur von kurzer Dauer, besteht nur so lange, als sich noch nicht eine neue Entbehrung, ein neues Ziel geltend macht und, unsern Willen beherrschend, sich vordrängt. Sie ist der Silberblick im gährenden, ruhelosen Schaffen, eine momentane Begleiterscheinung zu dem Prozesse unseres Lebens.

Aber wie wir das Erz nicht finden, um jenes Anblickes willen, so lassen wir unsere Pulse nicht fiebern und unsere Nerven nicht glühen, um jenes Blitzes willen, der für einen Moment unser Herz sonnenhell erleuchten kann. — Hinter aller Glückseligkeit und Freude steckt nur eins, das sicher und gewiß ist: unser Ethos, der Trieb zum Schaffen, zum Handeln!

Es wird uns dies klarer werden, wenn wir noch weiter auf die Glückseligkeitslehre eingehen. Der Freude gegenüber steht das Leiden, weshalb man denn auch Glückseligkeit gern so versteht, als ob sie einen Zustand ohne Leiden bedeute.

Gewiß, im Zustande der Freude ist kein Leiden; wo dieses nicht zurücktreten will, ist die Freude unmöglich.

Was ist aber Leiden anders, als die Empfindung von der Schwere des Ringen des Willens um sein Ziel? Wo dieses Ringen verhältnißmäßig wenig Widerstand findet, wo die Erreichung des Zieles verhältnißmäßig rasch und glatt vor sich geht, da halten wir uns nicht für berechtigt, zu klagen, von Leid zu sprechen. Allein wo sich Hindernisse zu solcher Höhe einstellen, daß die Erreichung der Ziele unmöglich zu werden droht, da wird das Leiden um so heftiger gefühlt, — mögen leibliche oder andere Zustände die Verhinderung der Willensentfaltung verursachen — bis es da am höchsten ist, wo gänzliche Aussichtslosigkeit erkannt wird, wo es zum Schmerz des gelähmten Willens wird. Wir können das an dem Mitleide ganz wohl bemessen: Je mehr wir die Hoffnungen eines Anderen zu theilen vermögen, um so weniger empfinden wir Mitleid, es wird dies am größten, wenn wir ihn hoffnungslos sehen und seiner Hoffnungslosigkeit beipflichten müssen[1]).

Alles Wirken, Schaffen, Streben ist mit Leiden verbunden, denn die Freude tritt nur da ein, wo das Wirken und Streben ein Ziel gefunden hat, sie hört da auf, wo das Streben und Wünschen wieder neue Ziele setzt, und sie ist unmöglich, wo kein Wunsch, kein Streben vorangegangen ist. Wer hohe Glückseligkeit erstreben will, erstrebt also in Wahrheit auch ein höheres Leiden. Man hat sich viel damit bemüht, durch eine sogenannte Lust- und Unlust-Bilance der Glückseligkeitstheorie auf den Grund zu kommen, allein sowie man die Wage in die Hand nahm, senkte sich die Schale zu ihren Ungunsten. Das hat schon Kant definitiv bestätigt[2]). Es ist nun aber ganz thöricht, von dieser Wage aus die Weltanschauung überhaupt abhängig zu machen und die prinzipielle Alternative: Optimismus — Pessimismus zu stellen, was eben nur auf Grund der irrigen Theorie geschehen kann, daß man ein eudämonistisch-ethisches Postulat von der Entelechie einer Glückseligkeit abhängig macht.

Daß das Leiden überwiegt, ist schon aus der einfachen Wahrnehmung zu folgern, daß der Zustand des Strebens und Wünschens stets länger dauert, als der Moment der Freude, die Summen in der Totalität des Lebens dort viel höher sein müssen, als hier.

Außerdem lehrt auch die Erfahrung, die in den Selbstbekenntnissen und der Lebensgeschichte der großen Männer niedergelegt ist, denen „die Norne den Geist in die Wiege gab, der stets auf Neues sinnt", — daß, je größer das Ethos war, d. h. je weiter ihre Ziele gingen, auch das Erringen derselben schwieriger ward, daß sie daher mehr litten; mitunter entbehrten sie der Freude ganz, denn der hohen genialen Willenskraft thürmt sich Postulat über Postulat in eine Höhe hinauf, die über den Wolken unserer Durchschnittsatmosphäre liegt; und es ist oft komisch, wie die blöde Menge großen Leuten zu Erfolgen gratulirt, die jenen werthlos erscheinen. Man kann sagen, je mehr in einem Menschen steckt, um so unzufriedener ist er mit sich selbst, um so mehr wird ihm von der Glückseligkeit nur die Illusion, nicht aber die Freude[3]) zu Theil.

---

1) Man versichert gern „Theilnahme", während die Versicherung des Mitleides unzart sein würde.

2) cf. Ed. v. Hartmann, Philos. Fragen der Gegenwart, V. Leipzig, Berlin, 1885. Absch. V.

3) Es ist uns wohl von dem „Heureka" des Archimedes berichtet worden und wir können zugeben, daß es ein Ausruf der Freude war. Aber daß A. bald wieder beim „Suchen" gewesen ist, ist zwar nicht berichtet, aber leicht zu denken. Würde er den Ruf, um der Sache selbst willen, oft wiederholt haben, würde man ihn schließlich verlacht haben. — „Ein glücklicher Mensch bin ich in meinem Leben nur selten gewesen. Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glücks-

Im Angesichte des Leidens des Genies würde die Glückseligkeits-Entelechie vollends zum Absurden führen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß gerade die Besten, die Bringer höchsten Fortschritts, am wenigsten „Glückseligkeit" genießen; es ginge ihnen wie den Sklaven, die unter Peitschenhieben für ihren Herrn Diamanten finden. — Läßt man aber die Glückseligkeitsstreberei beiseite und begnügt sich mit der Thatsache des wollenden Handelns, des handelnden Willens, so wir werden sogleich eine hinreichend befriedigende Fortschritts-Entelechie in dem Postulate finden: Es ist ein Zustand zu erstreben, in dem die Willenskraft jedes Einzelnen am meisten sich entfalten, das Schaffen des Einzelnen am meisten erreichen kann.

Daß dies Postulat ein Fortschrittspostulat ist resp. einen Wunsch für die Zukunft bedeutet, dürfte ein Blick auf die Gegenwart wohl übergenügend darthun. Aber in diesem Gesetze hängt die ganze Ethik (mit ihren Individual- wie Sozialpostulaten, mit Leibes- und Geistespflege) sammt den Propheten, die uns das Schicksal schenken möge!

Man muß unterscheiden zwischen einem inneren und einem äußeren Leiden, dem Leiden der Persönlichkeit lediglich in sich selbst und dem Leiden der Persönlichkeit in der Gesellschaft. Die Leiden, die unser Wollen, Streben und Handeln uns bringt, die Qual der Arbeit, die wir nicht missen wollen und nicht missen können, die Anstrengungen von Körper und Geist, in denen wir uns auf dem Opferaltar des Lebens um des Lebens willen selbst verbrennen, Krankheit, Schwäche und Alter, das sind eherne Thatsachen des Schicksals, sind innere Leiden, an denen der Wind einer Glückseligkeitstheorie nicht zu rütteln vermag, von denen uns kein Gott befreien kann, wuchtige Wahrheiten tiefinnerer Erfahrung, die keine Spitzfindigkeit grauer Theorie hinwegtüftelt. Ihnen gegenüber können Religion und Philosophie nur eine Arzenei reichen: Sie können uns stärken, daß wir es ertragen, ohne zu klagen, daß wir vollbringen, was wir wollen. Wir wissen außerdem nur zu gut, daß gegenüber dieser Himmelsqual ein unendlich viel größeres Leiden steht: die Höllenqual, nicht zu vollbringen, was wir wollen.

Ganz anders steht es mit dem Leiden, was, im Gegensatz zum Schicksal, der Mensch willkürlich dem Menschen schafft, wo abwendbare zeitliche Verhältnisse in Staat und Gesellschaft, aber auch in Weltanschauung und Gesinnung, das Individuum verhindern, sein Wollen in die That zu erlösen. Dies Leiden ist die Noth, gegenüber der so mancher in Thränen und Wuth unterliegt; sie zu wenden, ist erstes und letztes Ziel der sittlichen Pflicht, mag man es fachgemäß analysiren, wie man will, auf einen „Egoismus" nach dem Satze: „Was du nicht willst, das muß man dir thue ꝛc." hinausführen oder auf den sogenannten „Altruismus" auf etwa ein Prinzip der „Liebe" — bisher immer sehr enthusiastisch behauptet, aber mangelhaft definirt, — das uns vom Schicksal in unsere psychische Konstitution hineingelegt sei.

Wie verfehlt die Glückseligkeitstheorie ist, erhellt daraus, daß, wenn Einsicht und sittlicher Wille die Noth des Individuums gewendet haben würden, also die Willenskraft des Einzelnen, ohne

---

genusses zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als im Ganzen 24 Stunden heraus. In der Politik habe ich nie die Ruhe gehabt, das Glück zu empfinden. Das war ein ewiges Ringen und Kämpfen, und wenn ein Erfolg da war, so kam auch gleich die Sorge, ihn auszunutzen." — Fürst Bismarck, 1895. Aehnlich Goethe (bei Eckermann).

durch gesellschaftliche und soziale Verhängnisse gehindert zu sein, sich frei entfalten könnte, dann erst die Möglichkeit gegeben wäre, daß sich das innere Leiden entfalten könnte, die Persönlichkeit die Schwelle beträte, von da an die Leidenszustände der Willensthätigkeit beginnen, der Passionsweg des Vollbringens anfängt.

Die Glückseligkeitstheorie hat, unserer Meinung nach, auch eine Fälschung des Problems der sogenannten sozialen Frage verschuldet. Sie hat unter der Flagge einer materialistischen Geschichtsphilosophie die Massen brutalisirt und entsittlicht, indem sie als „praktischer Materialismus" zum Ziel der Bewegung die Erstrebung sozialer Verhältnisse macht, in denen ein Jeder in gleichem Maße Glückseligkeit durch „Genuß aller vorhandenen Güter" erreiche; sie hat, statt die Sittlichkeit zu predigen, die Unsittlichkeit postulirt.

Sind die Leute, die vom materialistischen Parteisozialismus beneidet werden, vom „Leiden" befreit, schwimmen sie in der „Glückseligkeit"? — Ist mit dem Kapitalsbesitz ein Ablaßbrief vom Schicksal verbunden? — Das Problem liegt doch wohl wo anders, als in der Bilance: Glückseligkeit — Leiden, es liegt wohl da, wo die **Noth** liegt, die wir erkennen als überwindbare Hindernisse der Willenskraft und ihrer Entfaltung[1]). Die sogenannten äußeren Güter des Daseins dürften nur insofern von Wert sein, als sie im Verhältnisse zur Willensentfaltung des und der Einzelnen stehen, sie ermöglichen resp. sie verhindern.

Wir könnten hiermit abschließen, wenn nicht noch ein Problem von Bedeutung eine Diskussion erforderte, nämlich das des Wettstreites. Es ist leider die alte und üble Ansicht bis in unsere Tage in Herrschaft geblieben — sie geht über Hobbes zu Kant[2]) und feiert in einer gewissen Auslegung der „Kampf ums Dasein"-Lehre neue Triumphe — die Lehre, daß ein Fortschritt dadurch erzielt werde, daß der Eine den Andern zu überwinden, zu bekämpfen trachte, daß sich in „Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht" die Einzelnen aneinander reiben, damit ihre Kräfte sich entfalten und durch einen steten **Wettstreit** schließlich ein Fortschritt erreicht werde[3]).

Wenn ein wirklicher Fortschritt, ein sittlicher nämlich, erreicht werden soll, ist auch mit dieser Lehre definitiv zu brechen. — Zunächst würde daraus folgen, daß, indem der Wille des Einen den des

---

1) Wenn uns in Versammlungen vorgeworfen wird, daß wir es uns gut sein lassen können, während die Mehrzahl darbt, daß wir uns dem „Genusse" der parteitradionellen „Weine" und „Austern" und dem oft erwünschten „Faullenzen" hingeben dürfen und andere nicht — so wissen wir, was wir zu erwidern haben und womit wir die Einsichtsfähigen belehren können. Wenn uns aber entgegengehalten wurde: „Du konntest studiren und dich ausbilden — du konntest Alles werden, Techniker, Künstler, Forscher, Handelsherr, du konntest deinen Willen entfalten, — wir aber, die wir einen gleichen Willen haben, wir stehen tagtäglich — und oft auch in der Nacht — vor der gleichen Maschine, um sie stumpfsinnig zu bedienen, mit der Aussicht, dereinst unsere willenskräftigen Kinder zu demselben Loose verurtheilt zu wissen — kannst du beweisen, daß ihr Alle uns Allen an Willens- und Geisteskraft überlegen seid?" — da glauben wir ermessen zu können, wo die Tiefe des Problems liegt.

2) Man sehe **Kants** „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht."

3) Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die sittliche Bedeutung eines „**Wetteifers**" dadurch nicht vermindert werden kann. Der Begriff des Wetteifers ist von dem des „Wettkampfes" insofern zu unterscheiden, als der letztere, im obigen Sinne verstanden, zur Erreichung von Zwecken Andere an der Entfaltung ihres Willens zu verhindern, resp. sie zu vernichten sucht, während der Wetteifer sich auf eine edlere und vornehmere Gesinnung gründet, der Entfaltung der Energie des Anderen keine Hemmnisse zu bereiten, sondern den Mitstrebenden, statt zu bekämpfen, ihn nur zu übertreffen verlangt.

Andern befehdet, der Eine dem Andern eine Noth schafft, indem er ihn an der Entfaltung seines Willens zu hindern sucht, und das wird keiner sich selbst wünschen. Schon hieraus ist einleuchtend, daß diese Theorie abzuweisen ist.

Alsdann: Wie soll denn ein sittliches Resultat erreicht, ein Sieg des Fortschrittes gewonnen werden können, wenn nur unsittliche Mächte miteinander kämpfen?

Worin anders würde die höhere Stufe der erreichbaren Civilisation bestehen, als zuletzt in einem Siege der stärkeren „Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht“?

Sind nicht die gegenwärtigen Zustände — die der Klassenkämpfe — die Illustration zu dieser Theorie in praxi? Würde durch sie die Aufgabe einer sozialen Ethik nicht ad absurdum geführt werden? — Wenn die „Civilisation“ darin bestände, daß jene unmoralischen Triebfedern sich selbst im Wechselspiele hemmten — ist dadurch ihre Spannkraft vermindert? Sie wäre nur latent, und beim geringsten Nachgeben des Einen drängte die Kraft des Andern nach — durch die Ueberwindung des Einen durch den Andern im bellum omnium contra omnes würde wohl eine Steigerung der rohen Kräfte erzielt werden, aber keine Kultur, der Fortschritt würde nach unten gehen. — Im Sinne des oben aufgestellten Postulates wäre daher auch mit der „Kampf“-Theorie endgültig zu brechen, dagegen einer Gesinnung das Wort zu reden, die in Milde und Freundlichkeit die Mithilfe verlangt, eine Gesinnung, die im öffentlichen Zeitbewußtsein noch fehlt und die nur in einzelnen isolirt stehenden Gemeinschaften gepflegt wird, da aber, wo sie uns entgegentritt, eine tiefe Wirkung auf uns ausübt.

Schluß.

Unternehmen wir, aus dem, was in der vorangehenden Skizze erörtert wurde, ein kurzes Resumé zusammen zu stellen, so wird dies sich am besten im Anschluß an den letzten Paragraphen ergeben. Wir haben unsere Aufgabe darin gefunden, zu erweisen, daß das Prinzip der Entwickelung, so, wie es das Zeitbewußtsein beherrscht, nicht frei ist von gewichtigen inneren Widersprüchen, die nicht allein das logische Denken treffen, sondern auch das bedeutungsvollere Gebiet des sittlichen, praktischen Handelns.

Wir haben fernerhin der Erkenntniß Raum zu geben versucht, daß das Prinzip der Entwickelung in der Form heutiger Zeitmeinung nicht das Recht hat, der Weltanschauung gegenüber mit der Gewalt eines unerbittlichen Axioms aufzutreten, denn außer den Widersprüchen, die es in der Konsequenz darbietet, mangelt der zwingende, empirische Nachweis.

Aber wir haben da, wo sich das Prinzip nur in der Beschränkung einer These zeigte und den Ausdruck eines Postulates gewann, seinen Werth nicht verkennen dürfen und, vor die Alternative gestellt, ob ihm bei der Bildung einer Weltanschauung ein Einfluß einzuräumen oder es zu verwerfen sei, glaubten wir, im ersteren Sinne uns entscheiden zu müssen.

Im Sinne des Themas wird nun aber im Anschluß an das Erörterte die Frage erhoben werden: Wie geartet wäre die Weltanschauung, die dieses Prinzip wirksam in sich aufnähme und überzeugend und förderlich ausbilde? Ist eine solche vorhanden? Sollen wir einer Renaissance klassischer Systeme das Wort reden oder auf Zeitgenossen deuten[1])?

Es kann hier nur eine kurze Andeutung erfolgen. Wir glauben festgestellt zu haben, daß dem Prinzip der Entwickelung nur eine accidenzielle Bedeutung zukomme, daß es eine Vereinigung mit anderen Grundprinzipien verlange, ja voraussetze. Daher stehen hier viele Möglichkeiten offen; die Möglichkeit einer religiösen Gestaltung des Problems[2]) ist nicht minder verschlossen, wie die einer rein

---

1) Es ist für eine ausführlichere Behandlung des Stoffes vorbehalten, die Wünsche und Forderungen zu erörtern, die sich an obige Frage knüpfen. Dabei wird eine kritische Behandluug der vorhandenen Systeme, insonderheit die der neueren Zeit — z. B. die von Spencer, v. Hartmann und Wundt — zu erfolgen haben.

2) Eine religiöse Weltanschauung kann sich sehr wohl mit der Lehre einer „Entwickelung" vereinigen und umgekehrt, wenn nicht gerade die „Erschaffung der Welt in 6 Tagen" und Aehnliches buchstäblich genommen werden soll und die Hand des Schöpfers als mit fünf Fingern vorgestellt wird. Die gegenseitige Fehde zwischen Theologen und Entwickelungstheoretikern ist prinzipiell ein müssiger Streit. Wo letztere gegen die religiöse Weltanschauung aggressiv auftreten, hat das zumeist seinen Grund darin, daß sich die Hypothesen der Fachwissenschaft mit rein persönlichen Anschauungen der Forscher vermengten. Die Theologen hinwiederum wußten beides nicht recht zu trennen und opponirten gegen die

humanistischen, und letztere wieder könnte alle prinzipiellen Nuancen vom theoretischen Materialismus bis zum Spiritualismus durchlaufen.

Wir begnügen uns deshalb mit der mehr persönlichen Bemerkung, der wohl allgemein gefühlten Thatsache, daß unsere Zeit unter dem schweren Drucke eines inneren Mangels seufzt, eines Mangels an innerem Lebensgehalt, an wirkkräftigen Zielen und einer einheitlichen, zur Begeisterung und durch diese zu werkthätigem Vorwärtsschreiten führenden Lebensauffassung [1]). So viel auch gedacht, geforscht, geleistet und gearbeitet wird, es steht über dieser Arbeit der Zeit das Verhängniß der Zersplitterung und Isolirung. Nicht als ob sie den „Idealismus" verloren hätte: dieser sogenannte „Idealismus" — im Grunde ein Begeisterungszustand des höheren Willensvermögens — gehört zum Wesen einer herangebildeten Menschheit, ist auch in unserer Zeit vorhanden, aber es fehlt ihm ein frisches, junges Ziel, er ist unruhig geworden, irrt hin und her, von Extrem zu Extrem. Es fehlt unserer Zeit nicht an Einsicht und Wollen, aber jener Mangel macht die Einsicht qualvoll und verleitet das Wollen zu allerlei Experimenten, die selbst vor dem Bizarren und Grotesken nicht zurückschreckten [2]). Es liegt über uns eine graue, düstere Morgendämmerung, aber der erfreuende, beseligende Glanz einer Morgenröthe fehlt, wir haben das Gefühl, als ständen wir erst vor einem Sonnenaufgang: Wir empfinden eine Leere und eine Noth, aber es fehlt uns an dem Propheten, der uns lehrte, womit jene zu füllen und diese zu wenden wäre. Daß es aber an dem Bewußtsein der Zeiten-Noth nicht fehlt, das erkennt jedes wachsame Auge nur zu deutlich. Ueberall macht sich das Sehnen und das Bedürfniß nach neuer und fruchtbarer Bewerthung des Lebens, nach Versöhnung widerspruchsvoller zeitlicher Verhältnisse in einer

---

Theorie überhaupt, was wiederum ihrer Sache nicht förderlich war. Wie Darwin, in würdiger Beschränkung eines Meisters, schweigend an der Kirche vorüberging, hätte die Theologie der Wissenschaft lassen, was das Ihre ist, und Gott dabei die Ehre geben können.

1) Der Verfasser erlaubt sich, hierbei auf zwei Schriften besonders hinzuweisen, zunächst auf das soeben erschienene Werk Rudolf Euckens: „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Neue Grundlegung einer Weltanschauung", Leipzig, 1896, und auf die Abhandlung Adolf Wahrmunds: „Das Reich der Zwecke" in den „Bayreuther Blättern", 1895, VII—X. „Aber dem Widerstande selbst fehlt auf dem Boden unserer Zeit die Kraft zu überzeugen, zusammenzuhalten, fortzureißen. Sie fehlt aber namentlich deswegen, weil jene Bewegungen bei uns kein ursprüngliches Schaffen erzeugen, weil die ewigen Wahrheiten, die in ihnen stecken, kein lebendiges Verhältniß zur Zeit finden und nicht ihre Seele für sich gewinnen, indem sie ihr tiefstes Verlangen zugleich klären und befriedigen. So bleiben wir angewiesen auf überkommene Gestaltungen, welche dem Stande der weltgeschichtlichen Arbeit und den Bedürfnissen der Gegenwart nicht entsprechen, und in denen sich das Wahre und Unversiegbare mit Ueberlebtem, ja Unmöglichem in peinlichster Weise verquickt. Schleppen wir aber das Unmögliche weiter, um nur nicht das Notwendige zu gefährden, so droht der Tod das Leben in seine Erstarrung hineinzuziehen; es entsteht jene Halbwahrheit, jenes Halbwollen mit seiner Mattheit, Stumpfheit, Heuchelei, wie sie unverkennbar auf unserer Zeit lasten, das Große lähmen, dem Kleinen und Erbärmlichen den weitesten Spielraum geben. Thatsächlich fehlt auf der geistigen Seite ein die Arbeit beseelendes und verbindendes, die Individuen aufrüttelndes und erhöhendes Lebensideal." (Eucken, a. g. O., S. 5.)

2) Das Unruhige und Zerfahrene unserer Zeit ist besonders da zu erkennen, wo alle Zeit sich spiegelt: in der Kunst. Wer wollte behaupten, daß unsere Künstlerschaft — von einigen behaglichen Pfründern abgesehen — nicht unablässig, fast fieberhaft, nach „Neuem" ränge? Jagen sich nicht in Malerei, im Roman und auf der Bühne „moderne" Richtungen in fast unheimlicher Schnelle? Aber vollzieht sich der Wechsel innerhalb des „Modernen", wie das Wort nun einmal lautet, nicht mit der Rapidität eines Wechsels der Mode? — Man schwankt von Extrem zu Extrem, in Inhalt wie Form, ohne einen nachhaltigen Eindruck, ohne etwas Bleibendes, Vollendetes zu gewähren, und bei allem „Interessanten", bei allen erzielten „Effekten" doch stets in dem Beschauer das Gefühl des Unabgeklärten, Unbefriedigenden zurücklassend.

neuen und fruchtbaren Lebensauffassung geltend, das Verlangen danach steigert sich sogar zum Hasse gegen die historisch überlieferten Werthe und zur Brutalität krasser Extreme.

Wir meinen, daß, wenn in der Gegenwart eine Weltanschauung vorhanden wäre, die als rechte Weltanschauung der „Entwickelung" gepriesen werden könnte, unsere Zeit, in der so viel „Entwickelung" geforscht, behauptet und gepredigt wird, sich nicht so hilflos und so leer, so unzufrieden und so trostlos fühlen würde und daß daher eine fruchtbare Weltanschauung der „Entwickelung" erst noch ein Postulat ist, von der Zukunft zu erhoffen sei.

Wie soll dies erfüllt werden? Wie mag sich dieses erfüllen?

Wenn überhaupt hinter diesen Fragezeichen noch einige Worte kommen sollen, so können sie nur einen persönlichen, unmaßgeblichen Wunsch enthalten.

Es wäre eine Weltanschauung zu gewinnen, welche, statt auf fatalistische Entwickelung in äußerem Geschehen zu pochen, unter Freilassung aller transcendentalen Möglichkeiten eine ethische Vervollkommnung postulirte und durch energische Zwecksetzung dieser die Wege wiese, weniger eine Philosophie des Naturalismus, sondern mehr eine Philosophie des Heroismus, keine Utopien- und Glückseligkeits-Lügnerin, sondern eine Predigerin und Erweckerin hoher Ziele sittlicher Arbeit, die nicht im Kampfe, sondern im Frieden die Palme sucht[1]), im Anblicke der Noth der Zeit keine blasse Mitleidstheorie hätschelt, sondern die Ziele einer Mithilfe klar und überzeugend aufstellt.

Es könnte eine Philosophie kommen, die einen prinzipiellen Rückschlag gegenüber der modernen Ueberkultur reiner Verstandesbildung brächte und zurückginge auf das, was allem Verstande und aller Vernunft erst zu Grunde liegt[2]) — mag man es nun Wille oder Gemüth benennen — von der Ober-

---

1) Dem künstlerischen Genius ist das Problem aufgegangen: Den Widerstreit der Kräfte in dem chaotischen Kampf bricht Beethoven in der neunten Symphonie mit den sanften Worten ab: „Ihr Freunde! nicht diese Töne!" u. s. w.

2) Vielleicht leiden wir unter der Ueberschätzung einer Verstandeskultur, unter der Ueberschätzung des Verstandes- und Vernunftvermögens, indem wir dieses als produktiv erachten und zwischen Wissen und Können nicht scharf genug trennen. Wenn wir in der Vernunft und im Verstande nur ein Regulativ des Willens erkennen und vom bloßen Werkzeuge zum Werkmeister selbst hinabgehen, würde das Produktive gewiß mehr ins Bewußtsein der Welt treten. Man darf die Frage nach einer Ueberschätzung der Vernunft und ihrer „Kultur", wie sie sich in der Geschichte der Weltanschauung als Rückschlag gegen das Mittelalter herausgebildet hat, nicht aus dem Auge lassen. Eine künstliche Isolirung der Vernunftthätigkeit wird uns von des „Lebens grünem Baume" nur abseits führen.

„Kein Denken ohne Vorstellungsinhalt, kein Vorstellungsinhalt ohne Gefühlsregung, keine Gefühlsregung ohne Willensrichtung. Mag bald der eine, bald der andere dieser Faktoren im Vordergrunde stehen, ganz lassen sie sich niemals voneinander trennen."

„In der That ist aber auch dies streng genommen ein unzutreffender Ausdruck, wenn wir von einer Verbindung der Elemente in unserem Bewußtsein reden. Könnte doch der Anschein entstehen, als wären sie zuerst in ihrer Isolirung vorhanden, oder als bestünden sie fortan nebeneinander, äußerlich aneinander gebunden, aber innerlich voneinander verschieden, auf verschiedene in uns ruhende geistige Kräfte hinweisend. Die Wahrheit ist, daß jene Elemente ein an sich völlig untrennbares Ganzes bilden, und daß erst unsere Abstraktion die Zerlegung ausführt. Nun ist es freilich richtig, zu solcher Zerlegung müssen Gründe vorhanden sein; aber diese Gründe könnten doch nur dann es rechtfertigen, unsere Trennung in die Objekte zu verlegen, wenn die Elemente selbst als getrennte Objekte vorkommen könnten. So lange aber dies nicht der Fall ist, sondern im Gegentheil die Wechselbeziehungen, in denen sie stehen, auf ihre unlösbare Verbindung hinweisen, so bilden sie augenscheinlich nicht sowohl verschiedene Inhalte des Bewußtseins, als vielmehr verschiedene Eigenschaften, die ein und derselbe einheitliche Inhalt darbietet, und die ihrerseits wieder durchgängig

fläche des Lebens zur Tiefe des Lebens herniedersteige und von dort einen heutigen Lebensinhalt hole. Freilich würden sich ihre Gränzen dadurch gewissermaßen beengen, allein sie würde das engere Gebiet auch um so fruchtbarer bestellen können, statt die Erkenntnißkraft ewig ans Unerkennbare zu treiben[1]), in den Dienst einer Einsicht in das Leben und dessen Faktoren stellen und die Beobachtung des Lebens systematisch zu ergreifen — eine Aufgabe, die bisher nur der Kunst des Dichters zu willkürlichem Spiele überlassen blieb. — Es möchte eine Philosophie sein, die, statt in den Problemen des Spezialistenthums sich verlierend, ihr Problem im Ganzen suchte, dort einen neuen Standpunkt gewönne und ihr Ziel nicht in der blassen Schablone äußerlicher Weltbetrachtung, sondern in der Schaffung einer Grundanschauung des Lebens, in der Grundstimmung einer tiefen Gesinnung fände, ohne die ein energisches ethisches Handeln nicht gedacht werden kann.

In diesem Sinne müßte, unserer Meinung nach, wieder zur Antike zurückgegriffen werden, wenn auch die praktischen Konsequenzen andere wären. Eine solche „scientia saecularis" würde wohl leicht darüber zu trösten wissen, daß auch sie nicht den Schleier vor dem Welträthsel zu heben vermag, oder daß Sitte und Gesetz, Idee und Ziel nur relativen Werth haben — so wenig wie das Bewußtsein davon, daß wir sterben und vergessen werden, unser Zielsetzen und Handeln lähmt, ebensowenig wird die Begeisterung unseres Ethos nachlassen, wenn wir voraussetzen und wünschen, daß eine spätere Generation über uns hinweg, auf unseren Gräbern, an neuen Werthen werkthätig schaffen wird.

---

voneinander abhängig sind. Es kann ja für gewisse Zwecke nützlich sein, diese Eigenschaften vorübergehend in der Untersuchung zu trennen. Doch dieses Verfahren wirkt verwirrend auf die Auffassung der Thatsachen zurück, wenn solche Erzeugnisse unserer eigenen Abstraktion zu selbständigen Dingen gestempelt werden." (Wundt, Syst. d. Philos., Leipzig 1889, S. 39.)

1) „Welche Fackel wir auch anzünden, und welchen Raum sie erleuchten mag: stets wird unser Horizont von tiefer Nacht umgränzt bleiben. — Unser Intellekt ist ein bloßes Werkzeug zu den armseligen Zwecken individueller Willenserscheinungen: was er außerdem leistet, ist schon bloß abusive. Und Der sollte Urverhältnisse des Daseins ergründen, verstehen und erschöpfen? Dazu ist er so unfähig, daß, wenn uns eine wirkliche Offenbarung jener Probleme würde, wir gar nichts davon verstehen würden und so klug blieben wie vorher." (Schopenhauer.)

„Wer nun, wie Kant gethan, das „Ding an sich" von allen Seiten von der "Erscheinungswelt" abscheidet und als ein unnahbares Gebiet für sich hinstellt, von dem wir nichts wissen können, — was Anderes thut er damit im letzten Grunde, als daß er die Menschen auf die Welt des Endlichen, als auf ihr eigentliches Lebensgebiet, zurückweist, wobei er freilich auch, wenn er es wie Kant macht, die auch praktisch unerläßlichen Ausblicke nach dem Unendlichen, wie Wald-Durchhaue, vervielfältigen und von natürlichem Gestrüpp und historischem Unrath säubern kann, so daß uns von jedem Punkte aus und bei jeder Wendung das Bild der verschleierten Sphinx als ernste Mahnung vor Augen tritt. Für uns leidet es keinen Zweifel, daß die rechte Anwendung — gleichsam der göttliche Zweck — von der historisch eingetretenen Unterscheidung zwischen der Erscheinungswelt und dem Ding an sich die um so entschlossenere Rückwendung zur Welt des Intelligiblen und der Zwecke ist. (Adolf Wahrmund, a. g. O.)